

Das Bollwerk

Die NS Monatszeitschrift Pommerns

INHALT:

Ulrich Sander:
Pommern der Zukunft

Günther Kittler:
Alte pommersche
Liebeslieder

Friedrich Siems:
Aufgaben des Stettiner
Stadttheaters

Eberhard Klaass:
Hermann Löns, der
Greifswalder Student

Kurt Schwerdtfeger:
Bildhauerische
Betrachtungen

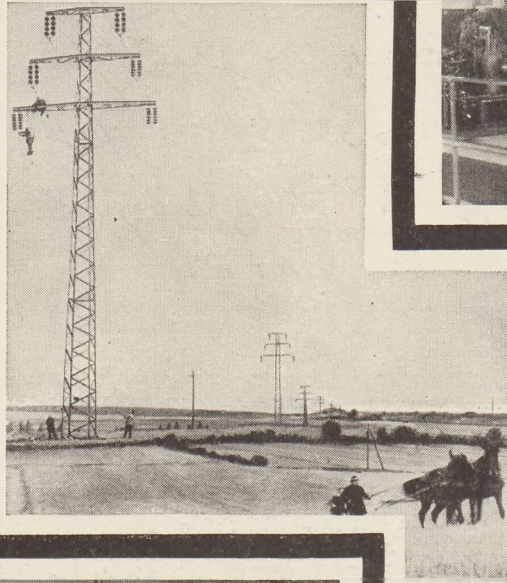
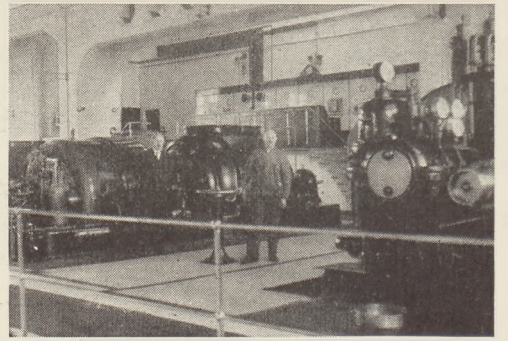
Blick in den Osten

Romanfortsetzung
Erzählungen
Buchbesprechungen

Rätsel
u. v. a. m.



STETTIN
OKTOBER 1934



**OHNE
STREICHHÖLZER
OHNE KOHLE!**

OHNE ABGASE, RUSS u. ASCHE
können Sie in Ihrer Küche mit
dem billigen, elektrischen

**HEIZSTROM
MÜHELOS UND SAUBER**
kochen, backen, braten!

Wenden Sie sich daher an
Ihren zugelassenen Installateur
oder an die Hauptverwaltung der

ÜBERLANDZENTRALE

POMMERN • STETTIN ODER DEREN ZWEIGNIEDERLASSUNGEN IN

FERNRUF 35431

STOLP	TEL: 2137
BELGARD	TEL: 60
MASSOW	TEL: 381
STRALSUND	TEL: 22 51

Das Bollwerk

Die NS Monatszeitschrift Pommerns

(früher „Pommersche Heimatpflege“)

5. Jahrgang

Stettin, Oktober 1934

Heft 9

Verlag und Anzeigenverwaltung: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Breite Straße 51, Fernruf: 282 95-97 Schriftleitung: Stettin, Breite Straße 51, III., Eing. Jakobikirchplatz. Erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährl. 1,50 RM, halbjährl. 3,- RM, ganzjährl. 6,- RM zuzüglich Zustellgebühren. Bezug durch die Post, alle Buchhandlungen und durch die Zweigstellen der Pommerschen Zeitung. Postscheckkonto Stettin Nr. 4560

ULRICH SANDER:

Das Pommern der Zukunft

Gerade ein so urgesund und fast unzerstörbares Land wie Pommern hat besondere Aufgaben. In einer kreisenden Welt muß es irgendwo noch Menschen geben, die haargenau zwischen Mist und Schiet unterscheiden können. Alles kommt eines Tages, bleibt, wenn es gesund ist, verschwindet wieder dahin, woher es gekommen, wenn es nichts taugt und darum nicht von Bestand ist. Ein so herzenguter und kräftiger Stamm wie die Pommern ist geduldig. Es läßt die Amerikanisierung über sich ergehen und pfeift leise zwischen den Zähnen, wenn der Spuk wieder verfliegt und die Amerikaner nun selber in der Bredouille sitzen. Monarchien und Republiken kommen und gehen. Jede hat ihr Gutes, jede auch ihre Seite im Schatten. Menschen sind es eben doch alle nur und werden es immer bleiben. Aber die See und der Acker, die Flüsse und Wälder, der Himmel mit Wolken und Winden, Sonne, Mond und Sterne, sie waren schon immer, sind auch heute noch und werden bis zum Weltuntergang bleiben. Und aus ihnen hat der Pommer seine Ruhe und seine Kraft. Solange wie platt gesprochen wird, solange steht auch die Welt. Und wenn bis dahin nicht jemand mit Gewalt Pommern zerstört hat, wozu immer zwei gehören dürften, solange wird Pommern auch bei seinen Kräften bleiben. Diese Kraft kommt von Gott. Er hat es so eingesehen und damit hat es sein Bewenden. Es schadet aber nichts, wenn wir Verzeittigen, vor Land, Wald und See ein nur recht kurzlebige Geschlecht, die Augen aufhaben und sparsam und weise mit unserem Lande und unserem Stamm umgehen, damit wir nach alter bäuerlicher Sitte mehr hinterlassen, als wir übernommen haben. Es ist gut, wenn sich jeder von uns vornimmt, kein verbeultes und verbogenes Erbe zu übergeben, sondern Land und Stamm in einem Zustand, der auf naturgegebenen Grundlagen für die Ewigkeit fruchtbar bleibt. Gemeinsamkeit von Blut, Boden und Geschichte geben gutes Fundament. Wenn nicht daran herumgepfuscht und

herumfingert wird, hält es. Die Zeiten wechseln, aber das Eigentliche bleibt. Eigentlich sind in Pommern die Bauern, die Fischer, die Soldaten, die Seeleute, das ehrbare Handwerk, die Räuhereien, die schönen und appetitlichen Mädchen, die Landarbeiter, von denen mancher im sündagschen Anzug aussieht wie im Binnenland ein General in Zivil, der Schullehrer auf dem Lande, von dem Segen oder Unsegel eines ganzen Dorfes für ein Menschenalter abhängen, die Kaufleute in manchen Kontoren, in denen noch so etwas wie Hansesatentum steckt, und — Verzeigung! — die Behörden. Denn es ginge nicht mit rechten Dingen zu, wenn in einem solchen Lande nicht auch genau und gründlich verwaltet würde. In allen diesen Ständen gibt es solche und auch andere. Aber überall ist der Kern gesund. Aus Mist wird auch bei uns noch nicht Gold gemacht, also wird man ihn immer noch aufs Feld fahren. Man beginnt jetzt wohl das Seewasser als heilkräftig zu trinken, aber selbst in dieser Form ist es sicher heilkräftig. Ein Wunder, daß man nicht schon eher darauf gekommen ist. Und so leicht wird uns das Binnenland die See nicht auslaufen. Das ist vielleicht ein Hauptmerkmal Pommerns: es gibt in großem Zuge ab, weil es genug hat und gern gibt. Darin liegt auch seine Bedeutung für Volk und Vaterland in aller Zukunft. Denn merkwürdig: Sperrte man Pommern an seinen Grenzen ab, so würde alles seinen stillen, ruhigen und runden Gang weitergehen. Das Land kann aus sich selber leben und der Stamm auch. Und selbst wenn es dann keinen Herzog in Stettin, Wolgast oder Rügenwalde hätte: das Land würde sich selber so gut regieren können, daß es gar nicht auffiele. Lediglich mit dem Eingang der Steuern würde es hier und da ein wenig hapern, aber bei leisem Zureden sich doch noch bei kleinem aushalten lassen.

Gerade aber, weil alles so schön und günstig liegt, ist für uns alle die Verantwortung um so größer, es pfleglich und artgemäß zu halten und auszubauen. In

Pommern müßte man dazu einen Hundertjahresplan haben, denn das ist bei uns die erste bessere Zeiteinheit nach dem Menschenalter. Und in Pommern muß man ganz besonders tief anknüpfen, denn der Stamm hat eine dicke und geduldige Schale um seinen Kern: seine Natur, die in ihm so tief liegt, daß er selber es gar nicht weiß. Gottlob, daß er es nicht weiß. Die Pflege, die unser Stamm und auch das Land benötigt, ist eine vorwiegend kulturelle. Kultur als eine glückliche Mischung von Natur und Zivilisation steht bei uns hoch



Zeichn. Ulrich Sander

über der Politik und Wirtschaft. Politik ist bei uns ein soldatisch-bäuerlich-seemännisches Bedenken der nächsten Schritte für Volk und Staat, etwas ganz Selbstverständliches, das an Einzelheiten nicht gebunden ist. Wirtschaft ist bei uns die Form der jeweiligen Alltagsarbeit, keine dogmatisierende Wissenschaft, beides etwas ganz Natürliches, eben so natürlich wie Stamm und Land. Man soll es hierbei belassen und nur wünschen, daß alle Stämme, auch Volk und Staat so denken. Es ist eine gesunde Auffassung. Hat Zeit und Raum.

Die kulturelle Pflege kann und muß Vorhandenes höherzüchten Verschüttetes freilegen und beleben, mit großer Vorsicht Neues einführen. Dazu müssen wir uns richtig sehen. Wir sind kein eigentliches Grenzland, sondern ein Stück unseres Landes ist zufällig bis auf weiteres an die Grenze gerückt. Wir sind auch kein östliches oder westliches, sondern ein ausgesprochen nördliches Land. Die beiden Schultern nach Osten und Westen wohl, auch den Rücken zum Binnenland, aber Brust und Gesicht nach Norden, zur See hin. Die

Oderniederung und die Küste, das sind unsere Lebensadern. Was aber nicht davon abhalten soll, das angestohene Stück am rechten Flügel besonders im Auge zu haben: erhöhte Bluttätigkeit am Infektionsherd. Callusbildung. Nicht entzündetes Krebsgewebe. Das soll ja gerade vermieden werden.

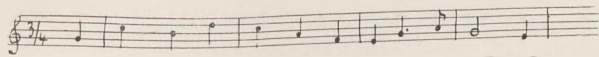
Das beste Zukunftsziel für uns Pommern ist die Arbeit an einem einheitlichen Stammesgefühl, das wir entsprechend unserer Eigenart eigentlich nur im Soldatischen haben. Wir sollten es auf allen Gebieten bekommen. Dazu gehört, daß die Pommern aus Vord- und Hinterpommern, von der Küste und vom Binnenland sich gegenseitig kennen lernen. Es wäre dazu ein alljährlicher Pommerntag in Stettin oder an wechselnden Orten gemeinsam mit den Landsleuten, von denen wir bezeichnenderweise sagen, sie wohnen „im Reich“, sehr gut. Kultur ist alles das, was nicht Militär, Politik und Wirtschaft ist, also alles andere. Alles dies Andere bedarf für die Zukunft sorgsamer und organischer Pflege. Denn die anderen Lebenszweige leben von dieser Kultur. Auch das Reich lebt von dieser Kraft, mehr als man denken sollte. Es bedarf dieser Überschufkraft als Zuschuß für die Zuschußgebiete. Wir benötigen dringend auch einer entsprechenden Presse und Literatur, des Films und des Rundfunks als gewachsenen Mitteln gegenseitiger Verständigung: so und so wollen wir es machen. Es ist die Fortsetzung der Sprache mit anderen Mitteln. Ja, auch die Kunst gehört dazu als Ausdruck des seelischen Willens: so und so möchte ich, daß die anderen es sehen und ertasten. Genug zu bieten haben wir wohl, aber noch nicht den artgemäßen Absprung gefunden. Diese inneren Sachen sind für uns etwas genießlich, weil man gewohnt ist, sie bei sich zu behalten. Wir müssen sie in der Zukunft doch herausgeben. Sie werden anderweitig eingesetzt werden müssen. Übrigens brauchen wir uns nicht zu genießen. Wir sind ein sehr moderner Stamm. Wir sind nämlich schon so, wie viele andere erst werden müssen, wenn sie jemals auf gesunde Beine kommen wollen.

Dabei sollten wir doch ein bißchen kulturelle Autarkie treiben. Über einen Leisten kann man uns doch nicht schlagen. Dazu sind wir zu gewaltig und schwer zu handhaben. Aber wer es versteht, mit uns umzugehen, der kann uns um den Finger wickeln. Nur darf er uns nicht verbiegen, weil das automatisch den Abgang in die seitwärtigen Büsche bedeutet, zunächst verschwinden wir und kommen nie wieder, und dann das Fremde, dieses aus dem Lande. Denn unser Land saugt auf, was gut, stößt ab, was nicht gut ist. Das muß auch so bleiben.

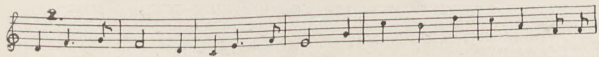
Vor etwa zwölf Jahren wollte ich einmal eine Broschüre „Heil Heimat!“ schreiben und in einer Zeit, in der das Alte nicht sterben und das Neue nicht leben konnte, einige Richtpfähle einschlagen, nach denen ich meinte, daß der Stamm gehen müßte. Aus irgend welchen Gründen ist das leider unterblieben. Das Schreiben sowohl wie das Gehen nach derartigen Richtpfählen. Aber es ist dennoch, auch ohne Broschüre und ohne Richtpfähle, immer langsam weitergewachsen, das Land. Weil es — Gott sei Lob und Dank! — auf Broschüren und Richtpfähle nicht angewiesen ist. Es setzt von sich aus Fuß vor Fuß. Wenn ihm nun ein Tor in eine bessere Zeit weit aufsteht und man für gesundes Schuhzeug sorgt und die Wege nicht unnötig versperrt, so wird dies schöne, schwere und so gesunde Land vor Welt und Ewigkeit schon seinen Weg weitergehen.

Alte pommersche Liebeslieder

Wer von den Älteren denkt nicht bei dieser Überschrift an die vielen kürzeren oder auch längeren Tanzlieder, wie sie beim Sonntagabend-Tanz im Dorfkrug und auch auf den Tanzböden der Kleinstädte in großer Zahl allgemein bekannt waren:



1. Ach, wenn mein Feinsliebchen ein Rosenforb wär, ein



Rosenforb wär, ein Rosenforb wär; ich tät ihn mir kaufen, wenn er



noch so teuer wär, wenn er noch so teuer wär, ei ja!

2. Ach, wenn mein Feinsliebchen ein Rosenstock wär, ich stell' ihn ans Fenster, daß alle Leut' ihn sähn.

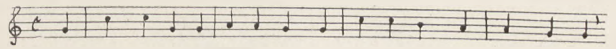
3. Ach, wenn mein Feinsliebchen ein Kirichenbaum wär, ich tät darauf steigen, wenn er noch so hoch wär.

4. Ach, wenn mein Feinsliebchen ein Zuckerstock wär, ich tät ihn abküssen, bis nichts mehr dran wär!

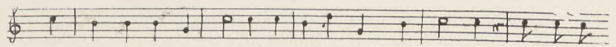
Dieses vor 50 Jahren in Hinterpommern allgemein bekannte Walzerlied ist ein Beispiel der ersten und größten Gruppe pommerscher Liebeslieder, die beim Tanze mitgesungen wurden und z. T. nicht nur in Pommern, sondern in ganz Niederdeutschland verbreitet waren. Sie hatten vor dem Weltkriege eine ähnliche Bedeutung wie nach dem Kriege die Schlager, nur daß diese alten Lieder eine jahrzehntelange Lebensdauer hatten, weil sie arteilene Volkspoesie waren.

Wer aber glaubt, daß in solchen kunstärmeren Liedformen sich die Liebeslyrik des pommerschen Volkes erschöpft, irrt sehr. Aus allen Gegenden der Provinz sind uns eine Reihe wertvollster Liebeslieder erhalten. Ich möchte hier ein paar solcher Lieder veröffentlichen, die man geraume Zeit zurückverfolgen kann, und die trotzdem noch immer im Volke lebendig sind. Wir können dabei zwei weitere Gruppen pommerscher Liebeslieder unterscheiden. Die bei weitem größere Gruppe gehört zu den Spinnstubenliedern. Abends, im Winter, wenn die Mädchen des Dorfes zum Spinnen zusammenkamen, mischte sich bald in das Surren der Räder ein Lied, und wenn jemand ein neues Lied kennen gelernt hatte, so standen die Räder eine Weile still, während die anderen Mädchen dem Gesang lauschten. Allmählich fanden sich dann auch die Burschen ein, um die Mädchen nach Hause zu bringen; man zögerte aber den Heimgang noch erheblich hinaus, lustige Neckworte flogen hin und her, bald sang man zusammen oder gegeneinander manch frohes Lied; ja, man stellte wohl auch die Spinnräder bei Seite und beschloß den Abend mit einem flotten Tanz.

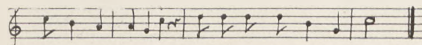
Gerade in diesem Zusammenhang sind eine Reihe von Liedern von vollendeter Form und fröhlich neckendem Inhalt entstanden. Sehr bekannt war in Pommern das folgende Volkslied, in dem ein Mädchen als Vorsängerin auftritt, während die anderen nur in den Rehrreim einstimmen. Das Mädchen besingt, wie viele Bedenken man gegen die Heirat mit den Männern aller Stände haben müsse. Zum Schluß rät sie, lieber unverheiratet zu bleiben oder aber noch schlauer: einen alten reichen Mann zu heiraten, der bald stirbe; dann könnte man ihn beerben und gut von seinem Gelde leben:



1. Sai sang ik armes Mäten an, wenn mi nu kümmt dat Frigen an,



denn möt ik mi bequemen, mi enen Mann tau nehmen. Denk einmal



en bäten noa, deut einmal en bäten noa.

2. En Handwerksbursch is mi tau schlecht, de sin Kap'tal up'n Puckel drögg. De kann ik goar nich lieden, de möt ik alltied mieden. Denk einmal...

3. Romedjanten, nee, den mag ik nich! Son Riel hett tweierlei Gesicht; det Morjens is hei witt as 'n Dod, det Awens moakt de Schmink em rot. Denk einmal...

4. En Röstler is mi goar tau dull, de schleit de Rinner den Puckel vull; un wenn de Fru de Supp nich trefft, doa kriggt sei uk wat upjedrösch. Denk einmal...

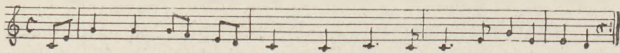
5. Son Paster wier woll't allerbest, doa kümmt man öfters up de Röst; doa brukt de Fru nich sorgen von Awend bet taum Morgen. Denk einmal...

6. Doch sijn de Pasters uk gewennt, sich schon tau friegen as Student; doa möt man so lang wachten, am Enn noch ganz verschmachten! Denk einmal...

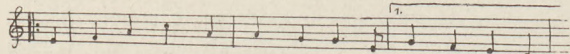
7. Drum, leiwe Jungfern, blierw man so un leggt ju keine Männer tau; denn brukt ji nich parieren un dit un dat tau hüren! Denk einmal...

8. Kümmt mi mal eis dat Friegen an, denn nehm ik mi son ollen Mann mit dusend Daler Geld, denn kann ik lewen as 't mi gefällt. Denk einmal...

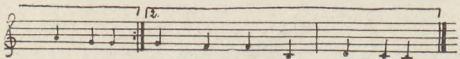
Doch die pommerischen Burschen sind auch nicht auf den Mund gefallen, sie antworten wohl mit einem Liede über die Falschheit der Mädchen, oder sie machen es noch geschickter, wie z. B. in einem Liede, das Willi Schultz in Rossenthin aufzeichnete. In diesem Liede ahmen die Burschen die Mädchen in ihrer Klage um den ungetreuen Schatz nach, und die Klage fällt so rührend einfältig und ungeschickt aus, daß man das klagende Mädchen gar nicht bemitleiden kann, sondern aus dem Lachen über die törichten Wortgruppierungen überhaupt nicht herauskommt:



1. Wo mag denn bloß mein Christian sein? In Hamburg oder Bremen?



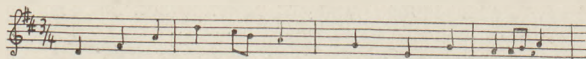
seh' ich mir nur mein Stübchen an, so denk ich an mein'



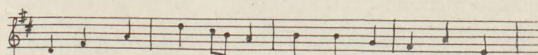
Christian, denk ich an mein' Christian!

2. Und an der Wand, da hängt ein Holz,
mit dem hat er gedroschen.
Seh ich mir diesen Flegel an,
so denk ich an mein' Christian!
3. Und auf dem Hof, da steht ein Klotz,
da saßen wir umschlungen.
Er gab mir manchen süßen Schmatz,
ich hab dabei gesungen.
Seh ich mir diesen Holzklotz an,
so denk ich an mein' Christian!
4. Und in dem Stall, da steht ne Kuh,
die hat er selbst gemolken.
Seh ich mir dieses Rindsvieh an,
so denk ich an mein' Christian!
5. Der Esel, der den Milchkarrn zog,
der ist vor Gram gestorben.
Hör ich nur einen Esel schrein,
so fällt mir gleich mein Christian ein!

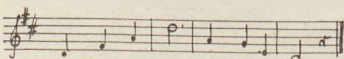
Aus der Stolper Gegend stammt ein sehr zartes Liebeslied, das zudem eine typisch pommerische Charaktereigenschaft zeigt. — Sprichwörtlich ist es, daß der Pommer sich nicht gern ins Herz schauen läßt; es braucht ja kein anderer zu merken, wie ihm zu Mut ist. Deshalb verbirgt sich der Pommer hinter einer gewissen Grobheit oder einem gefühllos erscheinenden Wit, wenn er einmal fürchtet, eine weichere Stimmung zu verraten. Bekannt ist auch die Geschichte von dem pommerischen Bauern, der nacheinander Frau und Kind verloren hat und auf ein Wort des Beileids erwidert: „Ik dank uk schön! Afgang is överall!“ Aus einer ähnlichen Haltung ist auch der Schlußvers des sonst gefühlvoll durchgestalteten Liedes zu verstehen:



1. Wenn ich die Blümlein schau, wünsch' ich mir eine Frau.



Selten blüht eins allein, muß bei dem andern sein.

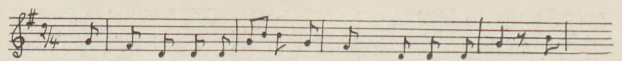


Blum' in der Au' hat eine Frau!

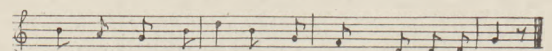
2. Wenn ich die Vöglein schau,
wünsch ich mir eine Frau;
Schnäbeln herzinniglich
auf jedem Bäumchen sich.
Vöglein in Blau hat eine Frau.
3. Wenn ich die Fischlein schau,
wünsch ich mir eine Frau;
schwimmen im Silberbach
eines dem andern nach.
Fischlein grau hat eine Frau.
4. Rundum, wohin ich schau,
überall Mann und Frau,
teilen so Schmerz und Lust
sich ihres Ziels bewußt.
Wird mir wohl flau, möcht eine Frau!
5. Wenn ich die Mädchen schau,
wünsch ich mir keine Frau;
gleichen nicht Blümelein,
könnten ganz anders sein!
Seh nicht zur Frau, mag keine Frau!

Nach diesem Lied, das stark städtische Bildung verrät, möchte ich nun zum Schluß noch ein vorpommerisches Liebeslied aus ländlicher Umgebung nennen, das ich ebenfalls der Liederammlung des volkskundlichen Archivs in Greifswald verdanke. Es ist eins von den wenigen Liedern der dritten Liebesliedgruppe. Diese Lieder sind nicht für das Vorsingen in größerer Runde erdacht, sondern sie spiegeln ganz offen und innig den Gefühlsausdruck des Sängers wieder. Sie sind meiner Meinung nach nicht einmal dazu geschaffen, dem Zweiten, den es angeht, gesungen zu werden, sondern es sind stille Lieder, in denen sich ein einzelner über seine Gefühle Rechenschaft gibt. Vielleicht sind diese Lieder gerade deshalb so wertvoll, weil in ihnen keine äußere Form zu spüren ist.

Das folgende Lied bringt in schlichtester und wirklich edler Art die Gedanken eines Bauernmädchens zum Ausdruck, die bemerkt, daß ihr Bursche ihr die Treue brach:



1. Doar hinner jenen Eken versteckt ik mi für di. It



dacht, du würst mi säuken, doch gingst du mi vörbi.

2. Du gingst tau Rauhirts Vöchter
so heimlich un so sacht;
ik glöm, du hüst väl schlechter,
as ik woll herwo gedacht!

Altweiberfommer

Altweiberfommer spinnt an Herbstestagen.
In letzter Klarheit leuchten alle Weiten.
Den müden Duft von Rauch und Feldern tragen
Die Stunden, die durch Abendsonne schreiten.
Ein Klang von Menschen nur, die ernten gehen,
Ist auf den Wegen wach. Und auf den Stoppeln
Die kinderrufe und die Drachen wehen.
Und aller Glanz will scheidend sich verdoppeln.

Hildegard Behr

KURT SCHWERTDFEGER:

Bildhauerische Betrachtungen in pommerscher Landschaft

Zu den Ausführungen des Bildhauers Kurt Schwerdtfeger weisen wir darauf hin, daß Pommern in der Stettiner Handwerkerschule (Kunstgewerbeschule) eine Ausbildungsstätte für Steinbildhauer besitzt. Diese Werkstatt steht jungen Menschen, die eine Gehilfenprüfung des Steinbildhauer- oder Steinmetzhandwerks abgelegt haben, offen. Zur Vorbereitung auf die Meisterprüfung wird der Besuch dieser Klasse in Zukunft unerlässlich sein. Die der Steinbildhauerei angegliederte Keramikabteilung soll das in Pommern stark zurückgegangene Töpferhandwerk neu beleben. In diese Abteilung können vorläufig auch Schüler ohne ein Gehilfenzeugnis aufgenommen werden. Prospekte durch das Sekretariat der Handwerkerschule — Stettin, Grünhofer Markt.

Eine wartende Fischerfrau sitzt unbeweglich auf der Düne. Ihre geradlinige Gestalt wächst langsam in die Weite des Raumes. Hinter den klargeformten Sandhügeln dehnt sich vollkommen eben zwischen Ostsee und Binnengewässer ein grüner Landstrich. Auf dieser weiten Fläche, über der die Sommer Sonne glitzert, weiden zwei Pferde. Also alles ist ganz eindeutig, wenn man auf dieser Hüftung steht: der blaue Himmel, rechts der weite Binnensee, links die Dünen. Dieses Raumgebilde ist voll Klarheit und Größe. Denn das flache Land läßt alle Körperformen, wie Mensch, Tier oder Baum, aus der Kontrastwirkung von Fläche zu Körper bedeutungsvoll und monumental erscheinen.



Kurt Schwerdtfeger: Bildnis Anselm Albrecht

Eins der fressenden Tiere ist näher herangekommen und tritt mit seinen Umrißlinien klar gegen den Horizont, und der Blick, auf die Erhöhungen und Senkungen seines Körpers gerichtet, wird durch nichts gestört. Geht man herum, so treten aus den Abwandlungen der Flächen neue Wölbungen in Erscheinung und lassen das ganze Tier zu einer plastischen Einheit werden. Alles formt sich ganz logisch in dem Körper der Kreatur. Und charaktervoll entsteht eine abgerundete Körperform, von innen heraus gestaltet. Diese gilt es immer wieder neu zu erleben und mit dem Auge abzutasten. Das andere Pferd, jetzt liegend, wird in seiner Masse zum Gebirge, schwer lastend wie ein Stein, wie ein Findling. So werden auch die Menschen in dieser Landschaft wortkarg, ernst und schwer. Breitschultrig und schwergliedrig wie ihre Dorfkirchen mit dem kurzen Turm, fest in der Erde wurzelnd, so wachsen auch sie.

Dieses Land hat seinen Formcharakter, und es ist nichts anderes die Aufgabe der in Pommern schaffenden Menschen, als das zu erkennen. Denn hier liegt das Geheimnis der künstlerischen Wirkung überhaupt. Und ohne diese Erkenntnis bliebe alle bildnerische Leistung platter Naturalismus. So kann eine Arbeit erst dann



Kurt Schwerdtfeger: Wartende Fischerfrau



Kurt Schwertfeger: Liegendes Fohlen

Überzeugung gewinnen, wenn die bedeutungsvolle Form das Ganze beherrscht. Die Anregungen hierzu gibt uns der Formwille in der Natur.

Betrachten wir beispielsweise den Kopf irgendeines Menschen, so können wir feststellen, daß Ohr, Nase, Haar usw. einem bestimmten Formgesetz unterworfen sind, welches diese Teile zu einer in sich ruhenden Einheit zusammenfügt — bei jedem Menschen immer wieder auf andere Weise. Der Porträtbildhauer hat also dies zum stilbildenden Prinzip zu erheben. In derselben Weise verfährt man bei der Gestaltung einer Figur oder eines Tieres. Die Formen in der Natur sind in ihren Variationen unendlich. Und der Künstler ist sein

auf dem Felde arbeitende Bäuerin zum bildhauerischen Problem werden. Der Hirte steht wie eine Erscheinung dämonisch in diesem Raumbilde. Und die kugelartigen Rücken der Schafe wölben sich plastisch aus der Ebene heraus. Auch die laubbewaldeten kleinen Gehölze, in denen das Vieh vor der Sonne Schutz sucht, treten als greifbare Kugelgebilde in den Raum. Die Kugel aber ist die plastische Urform, und alle Figur- oder Tiermodellierungen sind nur Abwandlungen. Diese Erscheinungen — Mensch, Tier und Baum — werden in ihrer schlichten Größe und einfachen Linienführung für den plastisch empfindenden Menschen zu Bildwerken aus Stein und Erz.

ganzes Leben lang auf der Suche, sich in diesem Sinne zu bereichern. Er muß, wie Dürer sagt, „innerlich voller Figur“ sein, d. h. die naturgegebene Formenwelt künstlerisch verarbeiten. Der Bildhauer auf andere Weise als der Maler.

Wenn bei einer Plastik von Form gesprochen wird, so ist dies immer im Sinne einer körperhaft greifbaren Realität zu verstehen. Der Zeichner dagegen meint immer die Linie und der Maler die Farbfläche.

Es hat nun den Anschein, als ob unser norddeutsches Land recht dazu angetan sei, die Dinge in plastischer Form zum Erlebnis werden zu lassen, weil die Ebene die Voraussetzungen dafür bietet. In dieser ungeheuren Weite wird jede Körperlichkeit zum Monument. Die Geschlossenheit der dreidimensionalen Masse läßt eine

EBERHARD KLAASS:

Hermann Löns, der Greifswalder Student

Michaelis 1886 hatte der zwanzigjährige Hermann Löns am Gymnasium Paulinum zu Münster das Abiturientenexamen abgelegt und das folgende Wintersemester an der dortigen Universität als Student der Naturwissenschaften zugebracht. Auf Wunsch seines Vaters ging er dann — entgegen seiner eigenen Neigung — im nächsten Semester zum Studium der Medizin über und bezog die Universität Greifswald.

Am 14. Mai 1887 trug Hermann Löns sich in das Album der Greifswalder Universität ein. Der Vater wünschte, daß er sich einer katholischen Verbindung anschließen sollte; aber in diesem Punkt setzte der junge Student seinen eigenen Willen durch. Ihn zog es zu den Waffenstudenten, und so wurde er bei der Turnerschaft Cimbria aktiv. Er schildert selbst in den Anfangstropfen eines launigen Gedichts, wie er „gekeilt“ wurde:

Ich bin als Fuchs noch Gryps gekommen,
Frisch von der Penne und recht krumm;
Ich war bekannt mit keinem Menschen
Und lief ganz dämlich herum.
An einem Sonntag stand ich einsam
Am Ryck beim Steinebecker Tor;
Ein Bursch mit rosaroter Mütze
Kam mir bedeutend vornehm vor.
Er trat zu mir und bat um Feuer
Und fragte: „Sind wohl ganz allein?
Gestatten Sie? Ich heiße Schindler
Und bitt' Sie, unser Gast zu sein!“
Ich staunte noch ob dieser Ehre,
Als er mich schon am Armel nahm
Und mich zum Dampfer „Greif“ hinschleifte,
Der grade angepustet kam.

Es ging zuerst nach Wieck zum Kaffee
 Und hinterdrein nach Eldena;
 Ich wurde ixmal angeproftet
 Und wußte nicht, wie mir geschah.
 Als ich am andern Tag erwachte
 Mit einem finstern Niesenbrand,
 Da funkelte auf meiner Weste
 Das blanke Cimberufuchsenband.

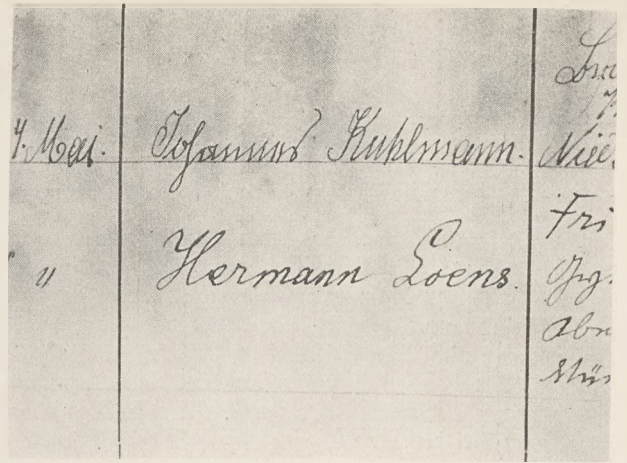
Dieses Gedicht sandte Hermann Vöns der Turnerschaft Cimbria nach seiner Wiederaufnahme im Jahre 1913 in einem von ihm selbst angefertigten Einband zu. Der Umschlagdeckel ist von ihm farbig bemalt, die Widmung zeigt, wie so viele Vönsche Manuskripte, das Sakenkreuz.

Das studentische Leben schlug Hermann Vöns bald in seinen Bann. Sein Leibfuchs Thomas Hübbe erzählt, daß Vöns ein echter Greifswalder Student war. „rauhbeinig und frech“. Vor allem war er Waffenstudent mit Leib und Seele. Das spiegelt sich auch des öfteren in seinen späteren Werken wider, so besonders in dem Roman „Dahinten in der Haide“, dessen Held Lüder Volkmann ein „verbummelter“ Waffenstudent ist. Auch in den Tiergeschichten sind Anklänge daran zu finden, so z. B. in der Skizze „Die Marsch“ („Mein buntes Buch“), in der er die Kampfläufer schildert:

„Stocksteif stehen sie da, die seltsamen Burschen, un-
 gemein viel Würde entwickelnd. Stochert einer einmal
 nach einem Würmchen im Rasen. So besinnt er sich doch
 sofort, daß heute Mensurtag ist, und nimmt schnell
 wieder Haltung an. Auf einmal stehen sich zwei gegen-
 über, zittern vor Kampflust, sträuben die Kragen, nehmen
 Paukstellung an, fahren aufeinander los, rennen sich die
 Schnäbel gegen Gesicht und Brust, prallen zurück, sausen
 wieder zusammen und stehen plötzlich mit herunter-
 gelassenen Schilden da, als hätten sie nichts miteinander
 vorgehabt.

Es ist ja auch nur Bestimmungsmensur, das Gefecht,
 nicht so schlimm gemeint, wie es aussieht. Der dunkel-
 erzgrüne und der hellkupferrote Hahn treten jetzt an.
 Hei, wie sie aufeinander losfahren, zurückweichen, Pause
 machen, hin und her trippeln, einen neuen Gang beginnen,
 mitten darin abbrechen, wieder zusammenprallen, in die
 Höhe hüpfen, stürmisch flattern, den Gegner mit Jinten
 aus der Deckung locken und ihm schnell einen Stich
 versetzen. Dann auf einmal ist der Kampf zu Ende. Die
 Fechter stehen gleichgültig da, zupfen sich den Paukwichs
 zurecht, rennen im Grase umher und suchen im Moose
 nach Käfern. — Fort stiebt die ganze Gesellschaft. Pau-
 kanten sowohl wie Corona.“

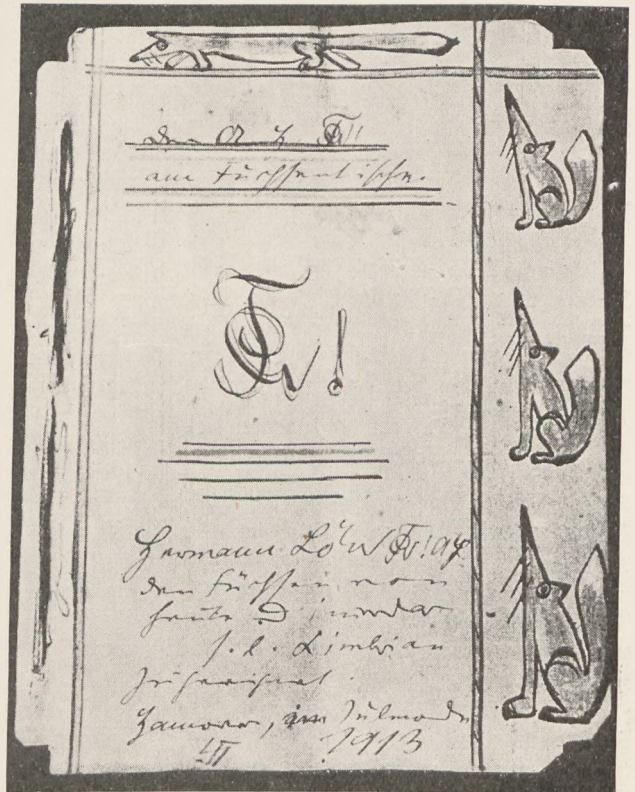
Drei Semester brachte Vöns in Greifswald zu. Über
 diese Zeit hat sein schon erwähnter Leibfuchs Hübbe in
 mehreren Aufsätzen ausführlich geplaudert. So viel steht
 fest: Zum Studieren kam er wenig; lieber streifte er in
 Greifswalds Umgebung herum, in Wieck und Eldena,
 oder er fuhr mit dem Dampfer nach Rügen. Sein Lieb-
 lingslokal in Greifswald war die kleine Kneipe von
 Prahmschiefer in der Langefuhrstraße, deren alter Wirt
 noch heute lebt und sich aut auf seinen „Stammgast“ von
 damals besinnen kann. Auch der jetzige Wirt zeigt noch
 stolz den „Stammplatz“ von Hermann Vöns an der
 Wand, an der sein Bild hängt. In der Martin-Luther-
 Straße steht das Haus, in dem Vöns seine Studentenbude
 hatte; heute erinnert dort eine Gedenktafel an ihn. Vor
 allem aber pflegt die Turnerschaft Cimbria sein An-
 denken; in ihrem Besitz befinden sich auch eine Reihe



Eigenhändige Eintragung von Vöns in das Album
 der Universität Greifswald am 14. Mai 1887

von Erinnerungszeichen, deren schönstes die hier abge-
 bildete Fuchsenmappe darstellt.

Es ist heute ein müßiges Beginnen, darüber hin und
 her zu streiten, ob Vöns in seiner Studentenzeit zu viel
 getrunken, geliebt, gebummelt habe. Sein medizinisches
 Studium war und blieb ihm fremd, und wirklich ernst
 hat er es wohl nie genommen. Die vielen erhaltenen
 Jugendgedichte — auch aus der Greifswalder Zeit, wie
 z. B. das 1888 entstandene „Eldena“ — legen ein
 beredtes Zeugnis dafür ab, daß es ihn schon damals zu
 seinem wirklichen Beruf hindrängte. Im „Zweiten
 Gesicht“ sagt Vöns: „Karrengäule müssen ihren Trott
 gehen; Rennpferde dürfen einmal ausbrechen.“ Vöns
 konnte nicht im Trott des alltäglichen Lebens gehen;
 er hat seine Jugend so folgerichtig gelebt wie sein spä-
 teres Leben, und Leben und Werk waren eins bei ihm.



Einbanddeckel mit Zeichnung und Widmung von Vöns

Gryps - vor 25 Jahren

Was wir studierten, das wußte kaum einer vom andern. Nur die Mediziner ließen sich durch nichts davon abhalten, zu bestimmten Tageszeiten ihrem gefühllosen Gewerbe nachzugehen. Sonst waren Schläger und Becherklang nicht die schlechtesten Lehrmeister unserer Jugend. Wir haben fast alle unsere Examina meist noch früher gemacht als die Eifrigen, die im Kolleg jedes Wort nachschrieben.

Unererschöpflich ist im alten Gryps von jeher der akademische Erfindungsgeist gewesen. Wir erfanden zunächst das Feuerwerk. Es soll Leute gegeben haben, die schon vor uns zu wissen glaubten, was Feuerwerk wäre. Sie waren im Irrtum. Das wahre Feuerwerk im männlichen Sinne haben wir erst erdacht. Natürlich verzichteten wir auf billige kindliche Effekte, wie Raketen oder Leuchtkugeln. Wir verwandten ausschließlich Frösche und Kanonenschläge. Wegen des moralischen Eindrucks auf die Ohren der schlafenden Bürger. Vagreislicherweise blieben unsere Experimente nicht ohne Protest.

Manchen Leuten fehlte völlig das Verständnis für den Humor des Krachs, und obwohl jede Voraussetzung für eine andere als vergnügungslüchtige Grundlage — wie beispielsweise bei den sogenannten Papierböllern in Österreich — nicht gegeben war, erfolgte doch schließlich Anzeige beim Universitätsrichter. Dieser, der originelle Geheimrat S., selbst einst ein braver Greifswalder Bursch gewesen, lud mich als einen der Tat besonders Verdächtigen vor und forderte mich auf, Rede und Antwort zu stehen. „Auch uns, Herr Geheimrat“, erwiderte ich, „ist es äußerst peinlich, daß unruhige Elemente uns feuergefährliche Gegenstände in den Garten des Hauses werfen, wir bitten um polizeilichen Schutz.“ Der gestrenge Herr blickte mich eine Weile schweigend durch die Brillengläser an, dann ging ein ganz leises Leuchten um seine Augen, und er entließ mich mit den Worten: „Na, dann lassen Sie sich nur nicht erwischen!“ Das machten wir auch nicht. Wir verschafften uns, etwas anders als weiland der Studiosus P., ein einwandfreies Alibi, indem ich mit zwei Füchsen das Gartenkonzert bei Ihlenfeldt, wo die Grünmützen offiziell inmitten der anderen Studiker und der Honoratioren versammelt waren, heimlich verließ, um den dicksten Kanonenschlag, den wir hatten auftreiben können, einen ganzen Baßen Pulver in Papier und Bindfaden, unmitttelbar vor der Polizeiwache am Markt zur Explosion zu bringen. Die Wirkung war nicht schlecht. Noch am Hafen, fünf Minuten Wegs entfernt, klirrten die Fensterscheiben. Die drei Attentäter aber, die im Laufschritt über den Wall entkamen, saßen längst friedlich beim Bier im Ihlenfeldtschen Garten, als die eingeschüchterten Polypen noch eifrig den ganzen Markt absuchten. Der Witz des Feuerwerks allerdings war mit dieser Tat erschöpft.

Das wesentliche Ereignis des Jahres war der Schwedenulk, das große Schützenfest mit Jahrmarktsrummel. Dann kam sogar das Blut dieser sonst schwerfälligen Stadt in Wallung. Eine Woche lang. Meine Wirtin, eine brave Frau, bot mir entgegenkommend ein

zweites Kopfskissen für diese Zeit an. Andere Wirtinnen hatten vielen Kummer. In unserer Mitte war Alfi, ein lieber Kerl, dem seine Gesundheit nicht alles erlaubte. Er konnte nichts dafür, daß er durch sein Nichtgenügen in manchen männlichen Dingen auf uns andere komisch wirkte. Wir mochten ihn alle gern — er ist jetzt schon viele Jahre unter der Erde — aber Jugend ist nun einmal nicht sehr mit Mitleid begabt, und so kam es, daß er oft in das Zielfeuer unserer gutgemeinten Witze geriet. Daß er das Trinken nicht recht vertrug, war eine große Sünde, noch schlimmer aber, daß er regelmäßig einschließ, wenn es ihm zuviel wurde. Diesem Resultat halfen wir gern ein wenig nach, das konnte man uns wohl kaum verargen, ebensowenig, daß wir ihn nach uraltem Brauch mit angekohltem Rork schwarz malten. So geschah es auch einmal in der schönen Zeit des Schwedenulks. Wir hatten Alfi prächtig geschwärzt, da fiel mir die Ungleichheit der Malerei auf, in die Ohren konnten wir mit dem Rork nicht hinein, sie schimmerten rosa. Eine Büchse Schuhkreme half uns aus der Verlegenheit. Aber als die Ohren dann so schön in makelloser Schwärze strahlten, mußte natürlich das jetzt daneben grau wirkende Gesicht auch gewischt werden. Bald sah ein prächtiger Neger vor uns. Neger haben aber keine weißen Hände. Flugs Rock ausgezogen. Ärmel aufgestülpt und Arme und Hände gleichfalls geschwärzt, der Vollständigkeit halber auch Füße und Beine bis zum Knie. Nun aus Verbandmull ein weißer Turban um den Kopf, und der Jakir war fertig. So führten wir den schlaftrunken zwischen unseren Armen Hängenden auf den Rummel und zeigten ihn dem staunenden Publikum.

„Meine Damen und Herren, hier ist zu sehen Prinz Zizibambula, der Sproß aus königlichem Geschlecht. Er stammt aus dem fernen Afrika, von dort, wo die Sonne senkrecht auf dem Kopfe scheint. Ahuahu ist seine Sprache, respektive seine Konversation, womit er sich unterhält. Reizt man ihn, dann läuft er meilenweit, manchmal noch weiter, dann dreht er sich um, rollt mit die Augen, fletscht mit die Zähne und spuckt seinem verhassten Widersacher ins Gesicht. Frösche und Kröten bilden seine Nahrung, womit sich derselbe ernährt. Er greift die Tiere im Laufen, beißt ihnen den Kopf ab und läßt dann das arme Opfer erbarmungslos am Wege verschmachten. Pech, Schwefel und Kollophonie schmecken ihm so gut wie uns Salat und andere Speisen.“

Kein Mensch hat Alfi erkannt. Das war noch das Gute. In seine Bude fand er mit unserer Hilfe heim. Schön und aufregend war sein Erwachen am nächsten Morgen. Als er die Augen aufschlug, sah er zwei schwarze Hände auf der Bettdecke und schrie nach seiner Wirtin. Diese kam, sah den Neger im Bett und stürzte mit lauten Hilferufen hinaus. Schwierig war dann die Wiederherstellung des europäischen Eindrucks. Noch nach mehreren Tagen eindringlicher Kur im Moor- und Solbad wirkte Alfi leicht grau, etwa wie ein gepudertes Mulatte. Er lachte bald selbst über den Unsinn. Am meisten wurde durch den Trall natürlich die Polizei



Am Volzer See

Preisgekrönte Zeichnung von Paul Lange, Rummelsburg

beschäftigt. Oder „bewegt“, wie die Reitkundigen unter uns sich ausdrückten. Die ritterlichen Inaktiven, die mit Brownings bewaffnet waren, lebten der Meinung, sie müßten sich zu lauter Tells ausbilden. Nicht nur, daß sie nach kurzfristiger Aufforderung „Tische weg“ gelegentlich in der „Falle“, dem alten Stammlokal, durch die runde Tischplatte schossen, — sie gaben auch in vorgerückter Nachtstunde auf der Straße ganze Salutsaiven ab, was bei zweckmäßiger Verteilung der Schützen auf verschiedene Straßen mit gemeinsamer Feuerleitung ein ergebnisloses Hinundherlaufen der immer wieder gefäuschten Polypen zur Folge hatte. Denn, liefen sie nach rechts, dann knallte es links, und waren sie links angekommen, dann ging es rechts wieder los. Der Spaß war ganz ungefährlich, denn man schoß prinzipiell in die Luft.

Das Werfen mit Bierfilzen war allerdings wesentlich harmloser. Bei einiger Übung war mit Leichtigkeit ein solches Geschick zu erzielen, daß kein offenstehendes Fenster verfehlt wurde. Hatte der Diskuswerfer mit diesen runden Pappscheiben Glück, so konnte er hoffen, in ein hinter dem geöffneten Fenster befindliches Bett zu schießen. Der Streithandel, der sich darob entspann, pflegte einseitig und unentschieden zu bleiben, weil dem Angreifer die ganze Straße zum Rückzug verfügbar war, während der Angegriffene an sein kleines Fenster gefesselt blieb.

Vom Laternenlöschchen bis zu dem Spaß mit der nächtlicher Weise transportierten Leiter, für die erst auf der Polizeiwache die Quittung als Beweis rechtskräftig erworbenen Eigentums präsentiert wurde, gab es wohl kaum einen Uk, der nicht probiert worden wäre. Und immer wieder fielen die guten Polypen, die in der

logischen Erfassung der Zusammenhänge mit den vor-gezauberten Scherzen nicht mitkamen, hoffnungslos rein. Das wurde ihnen oft lästig, und trotz gelegentlicher Spender in Naturalien, wie belegten Broten, Bier und Zigaretten, überkam sie stets ein grimmiger Verdacht, wenn sie bunte Mützen trafen, obwohl doch die alten Widersacher meist brav blieben, wenn sie Couleur trugen.

Unter dem schützenden Fittich der Nacht spielten sich natürlich die meisten polizeiwidrigen Vorfälle ab. Ein besonders trüber, etwas nebliger Herbstabend war es, als auf einer hohen Linde an einem der alten Kirchplätze mit einemmal eine silberhelle Glocke laut zu bimmeln anhub. Es dauerte gar nicht lange, da stand ein Polyp unter dem Baum, spähte in das noch reichlich vorhandene angegilbte Laub, vergebliches Bemühen in der Dämmerung, und rief schließlich ärgerlich: „Kommen Sie sofort runter!“ Keine Antwort, nur die Glocke läutete lustig weiter. Schon standen zwei Polypen unter dem Baum. Doch keine Drohung half. Der Sünder kam nicht zum Vorschein. Unverdrossen läutete die Glocke. Schließlich, als keine noch so raue Drohung verfring, und auch der Baum sich als ungeeignet zum Besteigen erwies, kamen die beiden Polizisten überein, sich die Nacht hindurch alle Stunde abzulösen, um dann im Licht des erwachenden Morgens den Übeltäter abzufassen. Die Glocke schwieg plötzlich still. Der Student, der von seinem benachbarten Fenster aus die in der Baumkrone vorher geschickt verdeckte Glocke mittels eines Bindfadens in Bewegung gehalten hatte, war müde geworden und hatte den Faden abgeschnitten. Dann war er schlafen gegangen, nicht ohne sich zu vergewissern, ob der Polyp noch unten stand. Und die beiden Polizisten lösten einander brav ab,

bis der grauende Morgen ihnen das Geheimnis des leeren Baumes offenbarte.

In der Harmlosigkeit, die keinen Materialschaden anrichtete, bewegten sich meistens die Streiche der Grypsler akademischen Jugend. Das angenehme Geräusch zerbrechenden Glases, das den alkoholisch angegriffenen Nerven so wohl tut, wurde nur selten hervorgerufen. Man begnügte sich im allgemeinen, die Straßenlaternen zu erklettern und sachgemäß auszulöschen, statt sie zu zerstören. Für eine solche schonende Behandlung zeigte auch die hohe Polizei gelegentlich Verständnis, wenn sie den erwischten Missetäter durch Verzicht auf ein Strafmandat zu bewegen mußte, die gelöschten Laternen nacheinander wieder zu besteigen und die Flamme von neuem zu entfachen.

Der Ehrgeiz des honorigen Studenten ging in seiner höchsten Potenz dahin, im Karzer zu sitzen. Dieses ehrsame Verlies für akademische Verbrecher mutete als gerichtliche Institution wie ein Erbteil des Mittelalters an, denn es entzog ja, wenn auch freilich nur bei geringfügigen Delikten, doch immerhin den Urheber einer strafbaren Handlung den Armen der normalen irdischen Gerechtigkeit. Nun hätte kaum ein Trall, kaum ein scherzhafter Unfug ausgereicht, um des Glückes einer Verdammung zum Karzer teilhaftig zu werden. Wir gaben uns die größte Mühe, aber das Höchstmaß der Vergeltung bestand in Strafmandaten, und die waren wiederum peinlich, weil sie Geld kosteten. Geld, diese so seltene Erscheinung im Studentenleben.

In meiner Generation war ich der einzige, den es erwischte. Wir fochten eigentlich so gut wie öffentlich, und es kam kaum vor, daß wir mal verpetzt wurden. Auch die Polypen kniffen beide Augen zu. Da haschte es mich auf einer Mensur so gründlich, daß die chirurgischen Kenntnisse unseres Paukarztes, der nebenbei Augenpezialist war, nicht ausreichten, mich kunstgerecht in den Zustand der Menschenähnlichkeit zurückzuführen, und ich mußte in die benachbarte Universitätsklinik übergeführt werden. Das geschah zu Fuß in einer mumien-

ähnlichen Verpackung mit Watte und Mullbinden. Selbst dem Harmlosesten mußte diese seltsame Prozession aufpassen. Und so blieb denn auch die Anzeige beim Universitätsrichter nicht aus. Wegen „Zweikampfs mit tödlichen Waffen“ mußte ich auf drei Tage in den Karzer.

Die Haft war eine durch Geselligkeit gemilderte Pängeweile. Der Häftling brauchte keineswegs allein zu bleiben. Er konnte Besuch empfangen, wann er wollte, und hatte zur Mittagszeit, aus Gründen der sonst komplizierten Verpflegung, eine Stunde Urlaub, um deren Fristüberschreitung kein Mensch sich kümmerte. Bettzeug und Kissen mußte man sich selber mitbringen. Der Raum, der für drei Tage Heimat und Welt wurde, enthielt ein leeres Bett, einen Tisch, einen Stuhl und einen eisernen Ofen. Die Wände hatten, wie das in Karzern allgemein üblich ist, den Kunstsinne der unfreiwilligen Bewohner geweckt und waren mit Silhouetten, Wappen und frommen Sprüchen geschmückt, schön als Antiqua fresco ausgeführt. Wenn man diese Wohnstätte wieder verließ, hatte sie an Behaglichkeit erheblich gewonnen. Ganze Batterien leerer Bierflaschen zeugten, in Reih und Glied aufgebaut, von der Ordnungsliebe des Insassen.

Zwischen Student und Bürger stand der Trall nicht als trennende Mauer, sondern als verbindendes Glied gemeinsamer Freude am Fröhlichsein. So war die Folge nächtlich zertrümmerter Fenster Scheiben — mit dem Stock: an. Terz — niemals rachedurstiger Zorn, sondern nur sachlich präsentierte Rechnung. Und der Docting, wie jeder Buntbemühte genannt wurde, blieb bei allen Späßen der beliebte Sohn des alten Gryps. Auch die Fischweiber, denen das melodische „Kjupt Hörring!“ oft neckend nachgeahmt wurde, so daß sie sich in ihrem ehrbaren Handel gestört glaubten, waren darob ihren jungen Fremden, die doch oft das Abendbrot von ihnen einhandelten, nicht gram.

Nein, wenn man den listigen Studios böse hätte werden wollen, wäre es nicht mehr das liebe alte Gryps, das heute noch in alter Frische blüht.

Der Wurstzipfel am Lampenschirm

Mix und Igel sind zwei Greifswalder Studenten. Sie stammen aus der gleichen kleinen pommerschen Stadt, sind zusammen zur Schule gegangen und kamen zusammen nach „Gryps“, um das gleiche Studium zu betreiben. Die Buden, die sie mieteten, lagen dicht beieinander, und der eine ging auf des anderen Bude ein und aus.

Mix hat eines Morgens keine Lust zum Aufstehen. Außerdem hat er kein Geld mehr zum Mittagessen; daher beschließt er, bis zum Nachmittag im Bett zu bleiben. Um fünf Uhr nachmittags endlich erhebt er sich und begibt sich auf Igels „Bau“. Igel ist nicht zu Hause; aber die Wirtin kennt ihn ja und läßt ihn unbesorgt ein.

Mix ist hungrig. Und wie er hin und her überlegt, wie er billig und schnell zu einem sättigenden Essen käme, da klopft es. Herein tritt der in der Beliebtheit gleich nach dem Geldbriefträger kommende Paketpostbote. Ein Paket für Igel, und zwar ein Freispaket, das weiß Mix genau.

Mix ist ein moralischer Mensch. Aber es gelingt ihm, seine Moral zu besiegen und kurz entschlossen an die Öffnung des Paketes zu gehen. Ein fetter Räucher-

aal, eine gute Hauschlachtwurst und ein Stück Schinken zeigen sich alsbald seinen entzückten Augen.

Wie gesagt, Mix ist hungrig. Erst ißt er den Mal. Dann ißt er den Schinken. Zum Schluß kostet er die Wurst, bis nur noch ein daumenlanger Zipfel von ihr übrig ist. Diesen Zipfel hängt er als Zeichen seines Dankes an den Lampenschirm. Dann verläßt er wohlgesättigt die gastliche Stätte.

In seinem Stammlokal, der Giftbude, wo er dem Räucheraal die nötige Schwimmgelegenheit verschaffen will, trifft er seinen Freund Igel. Der läßt ihn zum Abendbrot ein, denn nach seiner Berechnung, so meint er, müßte heut ein Freispaket angekommen sein. Mix bestreitet diese Möglichkeit entschieden. Sie streiten hin und streiten her. „Wollen wir wetten, daß was zum Essen da ist?“ sagt Igel. „Um zehn Glas Bier“, sagt Mix. Die Wette wird abgeschlossen — — —

Aber die Wette hat Mix verloren, denn es war noch etwas Eßbares da. Das war der Wurstzipfel am Lampenschirm.

So gehen sie denn zur Giftbude zurück, wo Mix sich vom Wirt geduldig zehn Striche auf seinen Bierfilz malen läßt. Und wenn sie nicht bezahlt sind, so stehen sie heut noch da.

E. R.

Die Aufgabe des Stettiner Stadttheaters

Die nationale Revolution, die alle Gebiete unseres politischen Lebens ihrem Formungswillen unterwarf, hat in einer bewunderswerten Bewußtheit vom ersten Anfang an auch die Auserungen künstlerischer Gestaltung in den Aufbau des neuen Staates einbezogen und in dieser Neuformung des öffentlichen Lebens dem Theater eine besondere und kaum je früher erreichte Stellung eingeräumt. In edlem Wettstreit begannen die deutschen Theater in einem gewaltigen Umbruch und Ausbruch den wesentlichen und grundsätzlich proklamierten Zielen zuzustreben. Ziele, die schon einmal einen endgültig formulierten Niederschlag gefunden hatten in den Forderungen unserer großen klassischen Dichter und Denker und zu denen seit Jahrhunderten die Sehnsucht nach dem deutschen Nationaltheater hinstrebte, die darum alt und ewig neu zu nennen sind, wie alle großen und entscheidenden Gedanken. Dabei blieben die Theater aber — wahrscheinlich dank einer besonders glücklich zu nennenden Grundeigenschaft des Theatermenschen und der jeder Kunstleistung eigenen Persönlichkeitsprägung — von der Gefahr verschont, in der notwendigen und erstrebenswerten Einheitlichkeit der Zielsetzung zugleich einer geistigen Uniformierung und einer öden Gleichmacherei zu verfallen. Es war der Wille des Führers

und der Regierung, daß der deutsche Theaterleiter nicht allein ein Vollstrecker einer offiziellen Kunstmeinung sei, sondern eine Persönlichkeit, die aus der eigenen Kraft der Anschauung und Gesinnung heraus, gebunden an das große Ziel, frei in der Wahl des zu ihm führenden Weges, durch die Tat erweise, daß er Theaterführer sei.

Und so findet denn auch heute in Deutschland jedes Theater, das auf sich hält, im Rahmen der Gesamtarbeit am deutschen Nationaltheater seine eigene, nicht von außen her befohlene, sondern von ihm selbst immer wieder neu zu stellende Aufgabe. Erst aus der Vielfalt der Wege, die alle zum gemeinsamen Ziel führen, erst aus dem harmonischen Zusammenklang der einzelnen Leistungen kann nach und nach eine neue Kultur, in organischem Wachstum sich selbst festigend, erstehen.

Trotz des völligen Neubeginns solcher Aufbauarbeit werden die Aufgaben, vor die sich das einzelne Theater im Dritten Reich gestellt sieht, mitbestimmt durch die besonderen Gegebenheiten der Stadt, des Stammes, der Landschaft. Wenn für andere größere Theater etwa die besondere theatralische Tradition von bestimmendem Einfluß sein kann, so darf man für das Stettiner Stadttheater das Gegenteil in Anspruch nehmen.



Szenenbild aus Don Carlos

Trotz seines langen Bestehens muß man in seinem Entwicklungsgang von einer völligen theatralischen Traditionslosigkeit sprechen. Eine Lage der Dinge, aus welcher der nicht zu übersehende Nachteil erwächst, daß ein für die besondere Eigenart des theatralischen Erlebnisses empfängliches, breites Stammpublikum erst im Laufe der jüngsten Zeit mühsam herangezogen werden mußte und weiter herangezogen werden muß. Dem gegenüber steht freilich das anfeuernde Glücksgefühl, das jedes Überraschungen versprechende Neuland, jeder unbeackerte Boden schenkt. Auch ist es vielleicht nicht so schwer wie sonstwo, unbrauchbar gewordenes Gerümpel vergangener Tage abzuräumen und den Grund freizumachen für Saat und Ernte der eigentlichen Aufbauarbeit. Aus dieser Situation gilt es zu erkennen, daß es bei Achtung aller Traditionswerte junges Theater sein muß und nur junges Theater sein kann, was hier seine Aufgabe erfüllt. Und daß junges Theater immer auch gutes Theater ist, das haben wir uns erfreulicherweise in der letzten Spielzeit von reichshauptstädtischen Beurteilern bescheinigen lassen können und wollen es auch in der kommenden Spielzeit erneut unter Beweis stellen.

Besonders im technischen Betrieb war das Stadttheater vor dem Umbruch auf einer Stufe, die jeder Beschreibung spottete. Hier zeigt sich der Neuaufbau unseres Theaters nach außen ganz besonders eindringlich: alles mußte von Grund auf neu organisiert werden, und umfangreiche Erneuerungsarbeiten hatten hier ein schlimmes Erbeil ebenso phantasieloser wie arbeitsunlustig in jahrzehntelang gewohnten Bahnen trotztender Schlamperei auszurotten und die technischen Einrichtungen und Hilfsmittel unserer Bühne nach Möglichkeit auf die Höhe der Zeit zu bringen.

Dem technischen Neuaufbau im Äußeren entspricht der geistige Aufbau im Innern. Die Frage: Wie wird Theater gespielt? ist von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Aber man darf sie nicht einseitig stellen, man darf nicht nur den rein artistischen Werten des Theaterspiels allein huldigen. Davor muß nunmehr einschneidender und wesentlicher die andere Frage treten: Was wird gespielt? Und diese Frage findet ihre Antwort im Spielplan, bei dem die geistige Erneuerung zuerst einzusetzen hatte und der das geistige und kulturelle Gesicht des Theaters dokumentiert. Wichtig ist es, zu erkennen und immer wieder sich vorzuhalten, daß ein wahrhafter und wirksamer Aufbau nicht über Nacht sich vollzieht, daß es vielmehr notwendig ist, auf möglichst weite Sicht zu planen und von langer Hand sichere und festgefügte Grundlagen zu schaffen, ohne Rücksicht darauf, ob solche Arbeit schon im gegenwärtigen Augenblick Früchte abwirft. In ganz besonderem Maße trifft das auf den Spielplan eines Theaters zu. Seine Planung darf nicht nur den engen Zeitraum einer einzigen Spielzeit im Auge haben, sondern muß die Vergangenheit und eine weitere Zukunft absichtsvoll einbeziehen. Und wer etwa unseren letztjährigen Spielplan und den Vorschlag für die laufende Spielzeit vergleichend überprüft, der wird das angeführte Grundprinzip entdecken und die organische Folgerichtigkeit in der Durchführung der gestalteten Aufgaben bestätigen können.

Im Vordergrund der Bemühungen steht eine Neuerweckung unseres großen klassischen Dramengutes, unseres wertvollsten geistigen Besitzums. Hier soll nicht etwa Totes mit künstlichem Leben erfüllt werden. Diese Werke tragen ihr ewiges Leben in sich, und es bedarf keinerlei künstlich hineingetragener Aktualität, um die

Zeitnähe dieser Werke krampfhaft zu erweisen. Nein, wir haben die Aufgabe und wollen sie erfüllen, die wertbeständigen Gaben unserer großen Dichter aus ihrem eigenen Geist heraus, aber mit Mitteln und Möglichkeiten unserer Zeit und unserer Erkenntnisse auf unsere besondere Art neu zu gestalten. Daß solche Neugestaltung sich selbst zu dem obersten Gesetz unumschränkter Werk-treue bekennt, hat unseren Aufführungen in der vergangenen Spielzeit weit über die Grenzen Pommerns hinaus ebenso Widerhall verschafft wie die Tatsache, daß wir uns sofort an die technisch und geistig größten Aufgaben, die gestellt werden können, herangewagt haben: an die Aufführung aller drei Teile von Hebbels „Nibelungen“ und die von Goethes „Faust“ I. Teil. Ein Blick auf den diesjährigen Spielplanentwurf gibt darüber Auskunft, daß hier mit der festlichen Aufführung des „Don Carlos“ und eines weiteren Werkes von Schiller zur Feier seines 175. Geburtstages, mit Goethes „Faust“ II. Teil, Kleists „Räthchen von Heilbronn“, Hebbels „Agnes Bernauer“ und anderen die begonnene Arbeit organisch fortgeführt wird.

Der Ruf des Stettiner Stadttheaters stützt sich aber nicht allein auf den Erfolg seiner Klassikeraufführungen. Es ist verschiedentlich auch als das Theater mit dem mutigen Spielplan, als Bühne von besonderem Pioniergeist, bezeichnet worden. Wir erkennen es als unsere besondere Verpflichtung, dem jungen deutschen Dramatiker auf die Bühne zu verhelfen, ihm durch Aufführung seiner Werke die notwendigen Einblicke in die Gesetze theatralischen Schaffens zu vermitteln und damit dem kommenden, von uns allen so sehnlich erhofften jungen deutschen Drama großen Stils den Weg zu ebnen. Nicht jedes dieser erstmalig zur Diskussion gestellten Werke kann selbstverständlich ein Meisterstück von überragender Bedeutung sein. Und es hat seine Schwierigkeiten, auch aus einer noch so sorgfältigen Lektüre heraus die Bühnensfähigkeit und Bühnenwirksamkeit eines Stückes restlos zu beurteilen; es kommt vor, daß die Meinungen der Beurteilenden oft ganz weit auseinander liegen. Aber das darf uns nicht von dem Wagnis einer Uraufführung abhalten, das wir in der vergangenen Spielzeit in den drei Spielgattungen nicht weniger als achtmal unternommen haben. Und so wenig es sich heute ein Theaterleiter von künstlerischem Verantwortungsbewußtsein leisten kann und darf, sich auf den allzu bequemen Standpunkt des in gesicherter Stellung Abwartenden zurückzuziehen, so wenig darf das Theaterpublikum seine schöne Pflicht vergessen, Interesse für das werdende zu bekunden, mitzuarbeiten und mitzufördern, wo sich Ansätze zu Zukunftsvollem und Gutem zeigen. In diesem Falle wird Neugierde zu einer guten und der Sache als Ganzes dienenden Eigenschaft. Und nichts wird uns dazu verleiten dürfen, uns für das Schaffen der jungen nationalen Dichter nicht auch in dieser Spielzeit mit derselben künstlerischen Intensität und menschlichen Ueberzeugtheit einzusetzen.

Die gleichen Prinzipien, die hier besonders im Hinblick auf das Schauspiel dargelegt wurden, gelten selbstverständlich auch für den Spielplanaufbau der Oper und Operette. Darüber hinaus darf darauf verwiesen werden, daß der Opernspielplan dieser Spielzeit — ohne Gestaltung auf lange Sicht außer Acht zu lassen — schon im Ablauf dieses Jahres um eine ganz besondere Ausgewogenheit bemüht ist und die wesentlichen Meisterwerke deutschen Opernschaffens über zwei Jahrhunderte hinweg uns nahebringt.



St. Bartholomäus-Kirche in Demmin
 preisgekröntes Foto von Bruno Heiser, Demmin

Der Operette fällt diesen ernsthaften kulturellen Verpflichtungen gegenüber die Aufgabe zu, den Ausgleich des Spielplans nach der heiteren und leichten Seite hin besonders zu fördern, und sie erhält damit ihre in jüngster Zeit so häufig angefochtene Berechtigung im Rahmen der Gesamtarbeit des Theaters. Gerade mit den Werken leichter Art, die auf die Entspannung im Vachen abgestellt sind, erfüllt das Theater eine wichtige, gewissermaßen seelen-hygienische Aufgabe. Erst aus der Gegensätzlichkeit zwischen ernst und heiter, zwischen Spannung und Entspannung erhält ja der Gesamtspielplan eines Theaters sein Gesicht. Gerade in unserer Zeit erscheint es besonders sinnvoll und wichtig, dem Erholungsbedürfnis breiterer Volkskreise reichliche, aber gut zubereitete Nahrung zu geben.

*

Wir versuchen also, durch den Spielplan, durch das „Was“, dem Theater unserer Stadt ein besonderes, ein eigenes Gesicht zu geben. Aber dieses Gesicht wird wesentlich mitbestimmt durch das „Wie“, durch die theatralische Faktur der Darbietung. Auch ihr gilt unsere besondere Sorge. In erster Linie ist es der im Verlauf

von zwei Spielzeiten nunmehr erreichte völlige Neuaufbau unseres Ensembles, der es ermöglicht, die gestellten Aufgaben aus einem einheitlichen Wollen und Geiste heraus zu lösen. Auch hier ist es ein nicht zu unterschätzender Vorzug, daß neben den bewährten alten Mitgliedern, die innerlich jung geblieben sind, besonders jugendliche Kräfte am Werk sind, die mit der heiligen Begeisterung und der inneren Besessenheit der Jugend sich für ihre Aufgabe einsetzen. So konnte sich in starkem Ringen mit dem Spröden, aber unendlich reichen Material des lebendigen Menschen ein besonderer, knapper, präziser, impulsgeladener Darstellungsstil entwickeln lassen, der, so steht zu hoffen, in dieser Spielzeit von wirksamer Geschlossenheit und formender Kraft sein kann. Monumentale Gestaltung unserer großen Dichtungen ist es vor allem, die wir anstreben. Ohne Behinderung durch kleinliche Naturalismen, ohne Verwaschung durch leere und hohle Pathetik. Diese Klarheit der Gestaltung soll im Rahmen vollendetster Natürlichkeit und natürlicher Vollendung bleiben, trotz letzter Ausgewogenheit den Charakter des „Eben-Entstehenden“ behalten und so aus dem inneren Erlebnis

wachsende „geprägte Form, die lebend sich entwickelt“ werden. Und es ist selbstverständlich, daß auch die anspruchsvolleren Aufgaben, die kleinen Erheiterungs- und Nebenwerke, dabei dieselbe innere Bereitschaft finden sollen, um gerade auch im Leichten das Niveau einer ernsthaft durchgearbeiteten Vorstellung zu zeigen.

Schließlich aber wären alle Anstrengungen vergeblich, würde nicht auch von uns immer wieder die Frage gestellt: Für wen spielen wir? Es ist im gegenwärtigen Augenblick, wo die Schaffung einer neuen Hörerschaft des Theaters, die Teilnahme des ganzen Volkes an seiner Schaubühne, im Mittelpunkt der Diskussion steht, nicht vonnöten, erneut auf die besonderen Aufgaben hinzuweisen, vor denen das Theater hier steht. Es bleibt mit allen Mitteln danach zu streben, eine regelmäßige und dauernde Teilnahme aller Volksschichten am Theaterleben der Nation herzustellen, eine Teilnahme, die nicht den Charakter des Zwanges, sondern des inneren Bedürfnisses trägt. Der Weg bis dahin ist noch weit, und es gilt zunächst den Kreis der Besucher wenigstens so weit zu spannen, wie es irgend möglich ist. Wir haben unter anderem durch erneute wesentliche Herabsetzung besonders der Mietpreise das unsere dazu getan, und der Erfolg dieser Maßnahme hat uns recht gegeben: schon jetzt können wir eine Rekordzahl von ständigen Besuchern in unserer Platzmiete auf-

weisen, wie sie das Stettiner Stadttheater überhaupt noch nie besessen hat. Auch die Freilichtbühne im Schloßhof, die schon in diesem Jahr einen so schönen Erfolg hatte und die im nächsten ausgebaut wird, soll dazu beitragen, das theatrale Erlebnis weiter und weiter hinauszutragen. Daneben wird durch Zusammenarbeit mit der NS Kulturgemeinde, der Arbeitsfront, den Ortsgruppen der Partei und vor allem auch der Hitler-Jugend, Tausenden von Volksgenossen die Möglichkeit gegeben, zum Teil erstmalig mit dem Theater in Berührung zu kommen. Und so erst kann das Theater seine eigentliche, seine schönste Aufgabe erfüllen: den Menschen zu erziehen, sein Wesentliches zu bilden, nicht in erster Linie zum politischen Wirken und praktischen Tun. Dazu hat sich die Nation ihre großen Erziehungsinstitute anderwärts geschaffen. Aufgabe des Theaters ist es, den Menschen zu erziehen zu künstlerischem Erleben, ihm die großen Gegenstände der Nation und der Menschheit ins Herz zu legen, die über dem Gebot des Tages liegen. So vermag das Theater zu erfüllen, was Schiller von der Dichtkunst sagt: „Die Poesie kann dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist. Sie kann ihm weder raten, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn tun; aber zum Helden kann sie ihn erziehen, zu Taten kann sie ihn rufen, und zu allem, was er sein soll, ihn mit Stärke ausrüsten.“

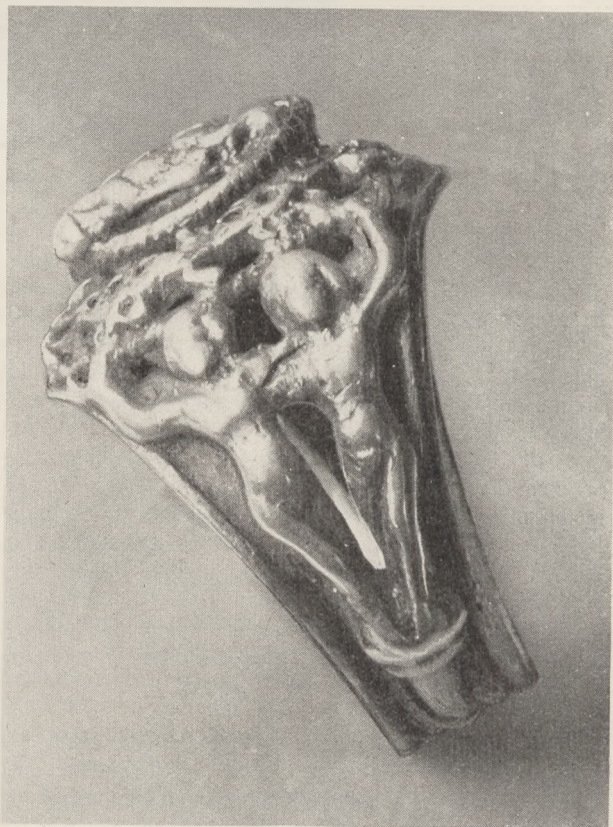
GERHARD BRONISCH:

SINNVOLLE DENKMALPFLEGE

Am Anfang der Geschichte aller unserer Bestrebungen auf dem Gebiet der Denkmälerfürsorge in neuerer Zeit stehen zwei Tatsachen: die gründliche und grundlose Zerstörung der Denkmäler der Kunst vergangener Zeiten und das Mahnwort Friedrich Schinkels: „Es ist eine dringende Pflicht, die geerbten Schätze in ihrer ganzen Herrlichkeit zu erhalten und auch in den ungünstigsten Zeiten die hierauf zu verwendenden Mittel niemals als eine überflüssige Verschwendung anzusehen.“

Gewiß haben schon vor Schinkel andere erkannt, welche großen und unersehbaren Werte die Denkmäler unserer Vergangenheit darstellen, und gegen ihre Vernichtung und Zerstörung protestiert. Es ist aber allein Schinkels Verdienst, den Stein ins Rollen gebracht zu haben. Seine in den Reiseberichten aus dem Jahre 1815 erhobenen Klagen haben den entscheidenden Anlaß zu allen späteren Maßnahmen auf dem Gebiet der neueren Denkmalpflege gegeben.

Die neue Aufgabe, die hier gestellt wurde und einer Lösung zugeführt werden mußte, betraf allerdings nicht nur die Schaffung einer Organisation im verwaltungstechnischen Sinne, der die Fürsorge für unsere Denkmälerwelt übertragen werden konnte. Sie allein hätte jene Aufgabe immer nur in einem sehr äußerlichen Sinne zu lösen vermocht. Es mußte vielmehr, wollte man überhaupt fruchtbar und erfolgreich Denkmalpflege treiben, das Übel an der Wurzel gepackt und ausgerottet werden. Was anders hat denn die Zerstörung, Verschandelung und Geringschätzung der uns überkommenen Denkmäler verursacht, wenn nicht ein



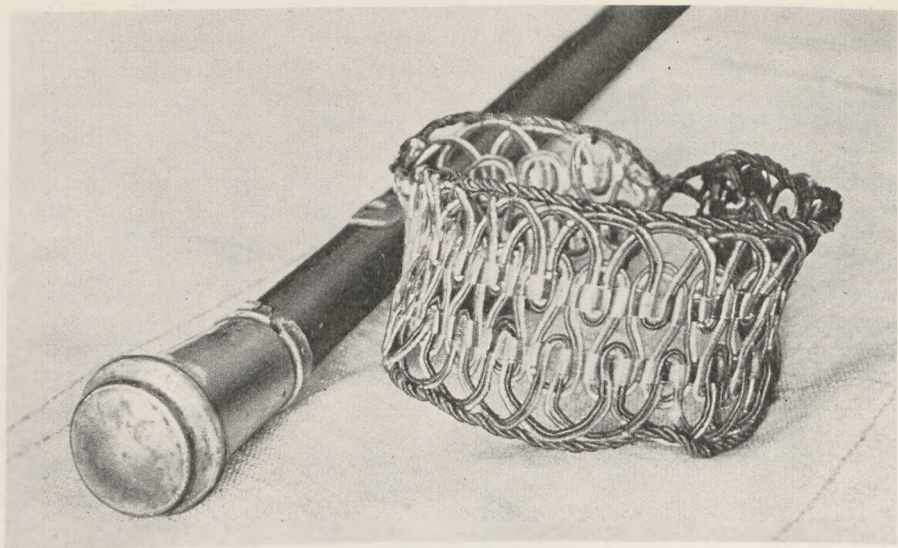
Der sogenannte Erbring
des Freischulzenhofbesizers in Raddack

Fot. Dr. Ohle

offenbarer Mangel an Verständnis für den Wert dieses Erbes, ein Mangel an Verantwortungsbewußtsein und vor allem an Ehrfurcht und Pietät!

Hier liegen die wahren Aufgaben jeder denkmalpflegerischen Arbeit. Es gilt, nicht nur unseren Denkmälerbestand zu erhalten, ungeschmälert und in würdigem Zustand, sondern die ganze sichtbare Welt unseres künftlerischen Erbes wieder zum lebendigen Besitz der Nation werden zu lassen. Gerade deshalb genügt es nicht, eine Organisation und vielleicht noch eine kleine Schicht Gebildeter zum Träger der Bestrebungen auf dem Gebiet der Denkmalpflege zu machen. Die Aufgaben, die hier gestellt sind, kann nur eine Bewegung lösen, die weiteste Kreise unseres Volkes umfaßt und versucht, deren Verantwortungsgefühl zu wecken und auf ihrer freudigen Mitarbeit die Denkmalpflege aufzubauen.

Die bisherige Geschichte der Denkmalpflege weist nicht davon zu berichten, daß die Aufgabe in diesem umfassenden Sinne einmal ernstlich in Angriff genommen worden ist. Gewisse Ansätze dazu sind allerdings hier und da gemacht worden. Es sei nur an die Bemühungen der Geschichtsvereine erinnert, die sich um die Erforschung unserer Denkmäler ein nicht zu unterschätzendes Verdienst erworben haben. Aber ihre ausgesprochen wissenschaftlich-intellektuelle Einstellung hat doch notwendig ihrem Wirkungsbereich sehr enge Grenzen gezogen. Und obwohl seit 1815 der Staat sich den Aufgaben der Denkmalpflege angenommen, obwohl er eine Organisation geschaffen hat, die für andere Staaten vorbildlich geworden ist, obwohl eine Reihe von Schutzgesetzen erlassen wurde, die einen großen Teil der unsrer Denkmälerbestand drohenden Gefahren für die Zukunft zu beseitigen versuchten — trotzdem wurde aller bisherigen Arbeit nicht der Erfolg zuteil, den man erwartet hatte. Der hauptsächlichste Grund dafür ist letzten Endes wohl, daß der Staat sich bisher darauf beschränkt hat, Verbote zu erlassen, anstatt auf irgendeine Weise zu versuchen, sie überflüssig zu machen. Das ist doch das Ziel der ganzen Denkmalschutzgesetzgebung! Dieses Ziel kann aber nur erreicht werden, wenn die Denkmalpflege eine Volkssache wird. Es ist nicht erst unsere Zeit, die diese Erkenntnis gewon-

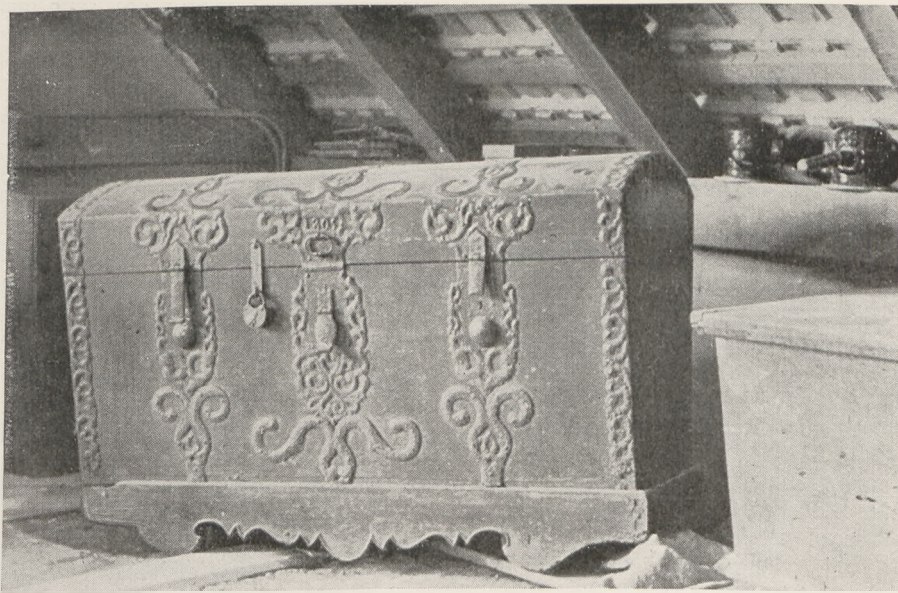


Stoß und Armbinde des Dorfschulzen von Stresow

Fot. Dr. Ohle

nen hat. Rein geringerer als Ferdinand v. Quast, der 1843 von Friedrich Wilhelm IV. zum ersten preussischen Staatskonservator ernannt wurde, hat nach der Übernahme dieses Amtes ausdrücklich betont, daß es notwendig wäre, eine breitere Grundlage für die Bestrebungen auf dem Gebiet der Denkmalpflege zu schaffen, als es bisher der Fall gewesen wäre. Von Quast dachte zunächst an die Heranziehung der Geschichts- und Altertumsvereine zur Mitarbeit. Das letzte Ziel, das er verfolgte, war aber doch, der staatlichen Denkmalpflege die Mitarbeit weiterer Volkskreise zu sichern. Aus diesem Grunde hielt Ferdinand von Quast es für eine der wichtigsten Aufgaben, die der staatlichen Organisation gestellt seien, „die Kenntnis von den Denkmälern mehr zu verbreiten“.

Denkmälerverzeichnisse lediglich für den amtlichen Gebrauch, wie sie Schinkel forderte, wurden schon im 16. Jahrhundert aufgestellt, weil man erkannt hatte, daß schon in der Tatsache des bloßen Bestehens derartiger Verzeichnisse, sog. Inventare, eine Gewähr für



Truhe aus dem Jahre 1805 auf einem Dachboden

Fot. Dr. Ohle

den Schutz der darin enthaltenen Denkmäler gegen ihre Verschleppung liegt. In Deutschland wurden damals durch die kirchlichen Behörden sog. Matrikeln aufgestellt, die in gewissem Sinne als die Vorläufer unserer Kunstdenkmälerverzeichnisse betrachtet werden können.

Aber nach Schinkel und von Quast sind noch mehrere Jahrzehnte vergangen, ehe die erste Bestandsaufnahme in einer deutschen Provinz durchgeführt worden ist.

Nachdem schon im Jahre 1839 Franz R u g l e r den allerersten Versuch einer Bestandsaufnahme, der überhaupt in Deutschland gemacht wurde, für Pommern unternommen hatte, ist dann gleichzeitig mit den übrigen deutschen Provinzen eine umfassende Bestandsaufnahme unserer pommerschen Kunstdenkmäler in den 70er Jahren



Untersuchung der Dorfglocke von Stresow Fot. Dr. Ohle

des vorigen Jahrhunderts durch die „Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alttertumskunde“ begonnen und so weit durchgeführt worden, daß jetzt nur noch die Denkmälerverzeichnisse von Stettin, Stargard und dem Kreis Cammin fehlen.

Wir können jedoch heute Denkmälerverzeichnissen keinen Sinn mehr geben, die zwar veröffentlicht werden, aber nicht in der Öffentlichkeit erscheinen, die zwar wissenschaftlich einwandfrei sind, aber doch nur die Aufgabe haben, „das Rückgrat der amtlichen Fürsorge“ zu bilden und ein ausgezeichnetes Quellenwerk für die wissenschaftliche Forschung darstellen. Ferdinand v. Quast hatte schon erkannt, daß der Staat mit Hilfe von Verzeichnissen, die weiteste Kreise unseres Volkes in verständlicher Weise über die auf uns gekommenen Denkmäler der Kunst aufklären und sie so wieder mit ihnen vertraut machen, in hervorragendem Maße erzieherisch wirken kann. Wird nicht, wenn jetzt zum erstenmal diese Aufklärungsarbeit in Angriff ge-

nommen wird, endlich unsere ganze Denkmalpflegearbeit auf eine ganz neue Grundlage gestellt?

Man sagt wohl, die Zeit war bisher dafür noch nicht reif, die staatliche Denkmalpflege zu einer Volkssache zu machen. Jetzt aber ist die Denkmalpflege in den Rahmen einer das ganze Volk umspannenden Bewegung eingeordnet. Sie soll und will in dieser Zeit, in der wieder die Denkmäler unserer Vergangenheit die geistigen Bestände und Reserven des Wachstums unserer Kultur sein sollen, ihr Teil dazu beitragen, die lebendige Verbundenheit zwischen dem Volksleben unserer Zeit und den Denkmälern der Vergangenheit neu und fest zu knüpfen. Denn, wie Adolf Hitler einmal gesagt hat, sind die Denkmäler noch immer die Altäre der Befinnung und der Menschheit bessere Mission und Würde.

Die Durchführung dieser neuen Bestandsaufnahme, zu der der Führer selbst die Initiative gab, hat der Reichsbund „Volkstum und Heimat“ übernommen. Er wird dabei von der Notgemeinschaft für die deutsche Wissenschaft und besonders auch von den Provinzialbehörden tatkräftig unterstützt. Die Provinzialverwaltung Pommern hat mit bemerkenswerter Entschiedenheit die Durchführung der Aufgaben in Angriff genommen. Drei Kunsthistoriker, die mit der Bestandsaufnahme beauftragt sind, haben Anfang September die Arbeit im Kreise Cammin aufgenommen. Im Frühjahr 1935 soll das Verzeichnis der Kunstdenkmäler dieses Kreises der Öffentlichkeit übergeben werden, und ein Zeugnis ablegen von dem gesunden und lebendigen Geist unserer jungen Kultur, deren besonderer Stolz es sein wird, daß sie wieder das Erbe der Väter zu Ehren gebracht hat und im geistigen Urgrund unseres Volkstums verwurzelt ist.

*

Einige Auszüge aus dem Reisetagebuch:

R a m s b e r g. Der Gemeindefschulze wußte sofort, was wir wollen. Er zeigte uns seinen Schulzenstock und die dazugehörige Armbinde und berichtete uns, daß er beides heute noch tragen müsse, wolle er in Ramsberg als Gemeindeoberhaupt respektiert werden. Würde er bei einem Feuer in der Eile Stock und Binde vergessen, dann müsse er es sich gefallen lassen, daß man auch ihn an die Spritze kommandiert.

R i t z o w. Auch hier ist noch der Schulzenstock und die Schulzenarmbinde in Gebrauch. Der rührige Gemeindevorsteher läßt es sich nicht nehmen, uns persönlich durch das Dorf zu begleiten und in die Bauernhäuser einzuführen, in denen er noch bemerkenswerte Gegenstände vermutete.

R a d d a c k. Ein besonderes Erlebnis war uns der Besuch bei dem Bauern Bliese, dessen Erbhof seit 1575 im Besitz der Familie ist. Der jetzt 85jährige Franz Bliese ist der Verfasser der ausgezeichneten und lebendig geschriebenen Dorschronik von Raddack, die wir bei dem Pfarrer von Ritzow gesehen hatten. Wir fanden einen geistig außerordentlich frischen Mann, der heute noch seine nunmehr fünf Hefte füllenden Tagebuchaufzeichnungen macht. Außer der Chronik von Raddack hat Franz Bliese eine „Kurze Familienchronik der Besitzer der Höfe in Raddack, soweit ich davon Kenntnis habe“ geschrieben. Er hat sich um die Erforschung der Geschichte des Dorfes Raddack solche Verdienste erworben, daß wir entschlossen sind, in der Einleitung zum Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Cammin auf ihn und seine Arbeiten besonders hinzuweisen, um so dafür zu sorgen, daß der Name dieses

Heimatgeschichtsforschers und Chronisten im Bauerngewand über die Grenzen des Kreises Cammin hinaus bekannt wird.

Im selben Dorf machten wir unseren bisher schönsten Fund. Es ist der Erbring des Freischulzenhofbesizers. Der Ring, der auf dem Daumen getragen wird, ist aus Silber, vergoldet und zeigt auf der oberen Seite eine Darstellung der „Anna Selbdritt“ und an den beiden Seiten die Gestalten von Adam und Eva. Der Freischulzenbesitzer war dem Domkapitel in Cammin direkt unterstellt. Wahrscheinlich hat das Kapitel dem Besitzer des Hofes diesen Ring zum Geschenk gemacht.

Stresow. Wie bei den alteingesessenen Bauernfamilien der anderen Pfarrdörfer von Frikow finden wir auch hier bei den Familien Ziemer und Arndt sorgfältige Stammbäume, die der frühere Pfarrer von

Frikow, Strecker, aufgestellt und den Familien zum Geschenk gemacht hat. Besonders stolz darf die Familie Ziemer auf ihren Stammbaum sein. Er reicht bis in das Jahr 1539 zurück. Solange ist auch schon der Erbhof im Besitz der Familie! — Man hat uns erzählt, in der Schmiede des Dorfes befinde sich ein Amboß mit der Jahreszahl 1505. Tatsächlich finden wir diesen Amboß. Nur steht über der Zahl 1505 noch „P. R. & Co.“. Schade!

Groß-Poberow. Der Besitzer des Gutes nimmt uns sehr freundlich auf und zeigt uns das an einem Verschlag auf dem Boden seines Hauses angelegte Bruchstück einer Tür, die außer einigen Dachsteinen auf dem Dach des Gutshauses der einzige Rest der ehemaligen Kapelle des Dorfes ist, die 1598 erbaut wurde, im Jahre 1806 als Strohhall benutzt und 1820 abgebrochen worden ist.

ROLF ROLOFF:

Ein Bauer wartet . . .

Polternd fährt der Leiterwagen die rohgeplasterte Dorfstraße hinab. Der alte Elleringbauer hatte ganz vergessen, die Bremse anzuziehen, und nun muß sein Brauner sich arg ins Zeug legen, um den abwärtsdrängenden Wagen zurückzuhalten —

Des Bauern harte, schwielige Hände halten lässig die Peine. Tiefe Falten zerfagen seine grob-ekige Stirn. Seine Augen mit den zottigen Brauen starren immerfort auf eine Stelle der Deichsel. Manchmal kommt es wie Fluchen über seine Lippen, wie dumpfes Grollen. Dann ballt sich seine Hand zur Faust, daß die Knöchel spit hervortreten; haut er in die Luft, als wolle er einen unsichtbaren Feind abwehren.

Gottlob, es ist früher Morgen, die Menschen schlafen noch. Sicherlich hätten sie das seltsame Gebaren des Alten für plötzliche Verrücktheit gehalten. —

Heute sind es zehn Jahre, seit er seinen Jungen, den Willem, zum letztenmal gesehen.

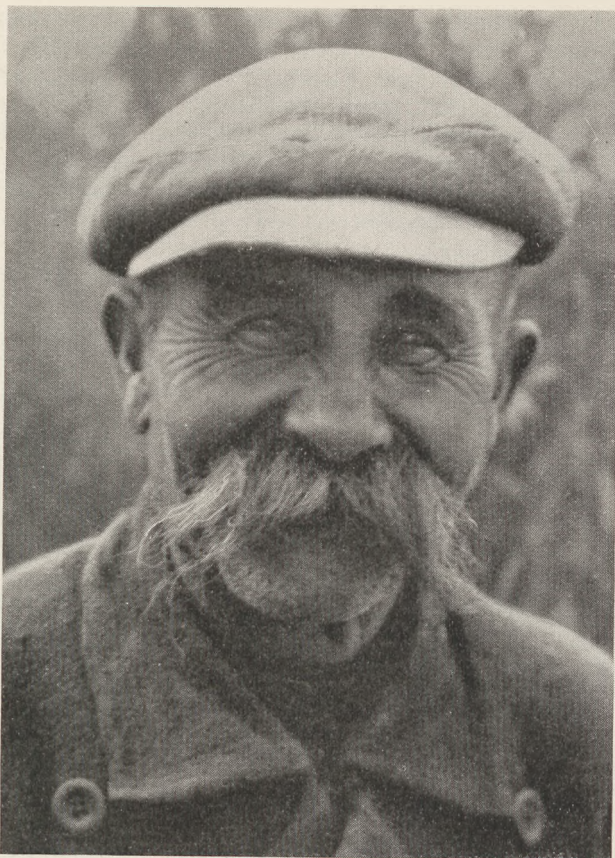
Zehn Jahre, eine lange Zeit! Damals hatte sich der Junge aufgemacht: er wolle die Welt sehen, er habe nicht Lust, auf diesem weltentlegenen Stückchen Erde zu verjauern. Er sei eben kein rechter Bauer wie der Vater, der Großvater. Als Bauer werde er nie glücklich werden. Der Alte hatte ihn ziehen lassen; er kannte ja selbst von früher her jenen der Jugend eigenen Drang, jenes übermächtige, ungefüme Sehnen nach der großen Welt. Und er wußte auch: in ein bis zwei Jahren würde sein Junge zurückkommen, würde ihn die Scholle wieder an sich ziehen.

Aber er hatte sich getäuscht! Der Junge schrieb von einem großen Eisenwerk, in dem er jetzt arbeite, schrieb



Hügellandschaft bei Gohlow

Fot. Friedr. Eberhardt



Bauer aus Ostpommern

Preisgekröntes Foto von Hubert Vollbrecht, Lauenburg

von gutem Verdienst und Glückseligkeit. Dann ließ er Jahre hindurch nichts mehr von sich hören.

Da kamen selbst dem Elleringbauer nagende Zweifel an der Rückkehr seines Kindes. Er sah ja das Unmögliche, Unwahrscheinliche wahr werden, daß der Willem eben doch kein richtiger Bauer sei und auch nie einer geworden wäre. Bitter war für ihn diese Erkenntnis, den Hof nun nicht in die Hände seines einzigen Sohnes geben zu können. Ein anderer würde sich darauf breit machen, ihn vielleicht ruinieren!

Seinen Hof! Das Blut wallte auf in ihm, wenn er daran dachte. An solchen Tagen schaffte er wie ein Besessener, nur, um diesen quälenden Gedanken loszuwerden. Oft hielt er mitten in der Arbeit still, fuhr mit müder, schwerer Hand über Stirn und Augen. Die sechzig hatte er nun überschritten; Zeit, einem Jüngeren Platz zu machen.

Aber wem? Wem? Und ganz leise, von ganz fern kam ihm dann, ohne daß er's wollte, ein lichter Hoffnungschimmer, der des Alten Gesicht erhellte: wenn er, der Willem, nun doch noch dahinfindet, wohin er gehört? Zu Haus und Hof? Zur Scholle?

Aber immer wieder verwarf er ärgerlich solche Gedanken. Er schalt sich „nahrsh“ und „verdreht“; wie sollte denn der Junge, der so lange nicht mehr den Pflug gehalten, die Sense geführt, noch Bauernarbeit verrichten können! Das Leben da draußen wird ihn für immer verdorben haben!

Seit Jahren ist zwischen ihm und seiner Frau, der Katrin, kein Wort mehr über Willem gefallen. Nur einmal geschah es, ganz unbedacht. Da erschrakten beide, wie bei einem geheimen Gedanken ertappt, den man

unüberlegt voreilig ausspricht, wurden sie ganz verwirrt und bekamen rote Köpfe. Keiner wagte in des andern Gesicht zu sehen. Seither wurde nie wieder über Willem gesprochen.

Und doch lebte tief im Innern der beiden uneingestanden der Glaube an Willems Rückkehr weiter. Immerfort schlich sich in des Alten Schaffen und Werken die ferne Hoffnung: Ich tu es für Willem, meinen Jungen! Er wird mein Erbe doch einmal übernehmen. —

Und eines Tages, mitten in der Arbeit, wurde jenes zarte, schwache Aufglühen einer Hoffnung, der Junge könnte doch noch wiederkommen, zu einem Leuchten, heller und stärker als je zuvor; es kam näher und näher, wurde zu greller erdrückender Deutlichkeit, daß es dem Alten schier den Atem verschlug. Groß und stark wuchs in ihm diese Gewißheit: der Junge kommt zurück! Er wollte aufjubeln, aber kein Laut kam aus seinem offenen Munde. Er wollte zur Katrin laufen, aber seine Beine waren schwer, schreckgelähmt. Er mußte sich stützen; kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn, sein Atem ging stoßend.

So verharrte er einige Zeit in innerem Aufruhr. Ganz allmählich kehrte seine Ruhe und Selbstsicherheit zurück, schwand die Starre seines Körpers.

Er faßte sich an den Kopf. „Mien Gott“, entfuhr es ihm, „har ick denn drömt?“ War das, was er eben ganz klar gefühlt, nur Verblendung gewesen? Waren seine Gedanken schon so erhitzt und verworren, daß sie ihm das, was er sich im stillen immer und immer gewünscht, nun als Tatsache vorgaukelten?

Ihn fröstelte plötzlich. Er ging ins Haus, sagte seiner Frau etwas von Unwohlsein und legte sich ins Bett.

Mit wachweitem Augen, die Decke bis an das Kinn hochgezogen, lag er da und versuchte, seiner wirbelnden Gedanken Herr zu werden. Aber sooft er nach ihnen greifen wollte, entwischten sie ihm wie neckende Kobolde.

Was war denn eigentlich geschehen? Nichts! Nur, daß dieser eine Gedanke — die Rückkehr seines Sohnes — so krampfhaft stark in ihm geworden. Einen Augenblick lang sah er mit überwältigender Klarheit die Erfüllung seines heimlichen Wunsches. Noch jetzt zitterte die ungeheure Wucht jenes Augenblicks in ihm nach.

Und aus dem wirren Kreislauf, aus dem Wust seiner irrlichternden Gedanken löste sich nur dieser eine, schmerzlich beglückende: — wenn der Jung nu doch — wenn he warrafftig —?!

Erschöpft schlief der Elleringbauer ein —.

Am nächsten Tag kam ein Brief. Der Alte wußte: von Willem. Hastig überflog er die wenigen Zeilen; er las etwas vom Aufgeben der Arbeit, vom Heimkommen und Verzeihen. Und merkwürdig: er blieb ganz ruhig, als er diese Zeilen in seinen Händen hielt; er freute sich nicht einmal. Stumm reichte er Katrin den Brief und fuhr rasch auf den Acker. Erst spät in der Nacht, als alles schlief, kam er zurück.

Das war gestern, und heute wollte Willem kommen. In aller Frühe trieb es den Bauer wieder hinaus. Während er auf seinem Wagen durch das noch schlafende Dorf fuhr, hatte er den Kopf voller krauser Gedanken. Der Junge kam nun, das war gewiß. Aber leise Furcht beschlich ihn, sooft er daran dachte. Wenn sich nun sein Argwohn bewahrheiten würde, wenn der Junge da draußen die Bauernarbeit verlernt hätte? Was dann? Was dann? Dann wollte er ihn verjagen, jawohl, ver-

jagen! Für einen Taugenichts war auf seinem Hof kein Platz.

Ein wütender Fausthieb in die Luft bekräftigte seinen Vorsatz. —

Unterdes ist der alte Bauer an seinem Acker angekommen. Der ist nicht so groß, daß er ihn nicht mit einem Blick umfassen könnte. O nein! Nicht viel Land gehört zu seinem Anwesen. Für ihn ist es reichlich, für — Willem vielleicht zu wenig. Da muß er wieder an Willem denken. Der würde ja doch nur das, was der Alte mühselig erarbeitet, wieder verwirtschaften.

aus seiner Tasche ein Stück Brot und fängt an zu kauen. Aber es will ihm heute nicht schmecken; er macht nur ein paar Bissen und steckt das Brot wieder weg. Er steht auf, um sich ein wenig die Beine zu vertreten, tätzelt den Fuchs, holt einmal tief Atem, legt sich wieder hin und hängt seinen trüben Gedanken nach.

So vergehen drei, vier, vielleicht auch fünf Stunden; der Alte merkt es nicht. Er empfindet nicht einmal die stechend sengende Glut der Sonne. Mechanisch öffnet er Wams und Hemd über der dichtbehaarten Brust.

Und wie plötzliches Erkennen kommt es über ihn:



Winkel im Dorf

Preisgekröntes Foto von Friedr. Groth, Stettin

Mürrisch spannt er das Pferd vor den Pflug, zieht einige Furchen, und dann — ja, dann tut der Elleringbauer etwas, was er noch nie in seinem Leben getan: mit einem Ruck reißt er den Pflug aus seiner Bahn, spannt den Fuchs wieder aus und wirft sich längelang in das noch taufeuchte Gras.

Nein, das, was er sich heute zu schaffen vorgenommen, soll sein Junge verrichten. Er soll zeigen, was er kann. Nur er, der Alte, will Zeuge dessen sein. Er würde dann schon das Nötige mit seinem Sohn ausmachen. Nur hier will er ihm gegenübertreten, ganz allein.

Er hatte zu Hause ein paar Zeilen zurückgelassen; die Katrin würde ihn schon hierher schicken.

Sinnend liegt der Alte da; Minuten, Stunden ver-rinnen. Hell verkündet das Glöcklein der nahen Dorf-kirche die Mittagsstunde. Umständlich kramt der Bauer

sein ganzes Leben würde ohne den Jungen umsonst, ein Ruf ins Leere sein.

Da fällt neben ihm ein Schatten auf den Rasen, und eine tiefe Stimme ruft: „Vadder!“ Der Bauer springt auf, reibt sich die Augen. Der da vor ihm steht, breit und wuchtig, ist — ja, das ist Willem, sein Junge. Und der Junge lacht und strahlt: „Ja, Vadder, dor bün ick!“

Doch der Alte steht in stummer Abwehr. Nur seine schmalen Lippen zittern ein wenig, und seine Brust hebt und senkt sich mächtiger als sonst. Kalt, fast feindselig mißt er sein Gegenüber. Sein Blick tastet den Jungen ab, gleitet vom Kopf über die Schultern, bleibt an den Händen hängen. Oh, diese Hände! Groß sind sie und derb, seines Jungen Hände, so recht zum Zupacken geschaffen. Fast kommt den Alten ein zufriedenes Lächeln an beim Anblick dieser echten Bauernhände.

Aber er besinnt sich auf das, was er sich vor-genommen. „Rümm!“ sagt er knapp und rauh. Schwei-

gend spannt er den Braunen wieder ein, drückt Willem den Pflugsterz in die Hand und ruft: „Pos!“

Das Pferd zieht an, und Willem stapft hinterher. Etwas unsicher zuerst; als er aber des Vaters strenge, prüfende Augen sieht, reißt er sich zusammen. Er hat begriffen, was der Vater will. Wie ein Taumel erfahrt es ihn; seine Gestalt strafft sich, seine Augen leuchten, fester umklammern die Hände den Pflugsterz. Das Bauernblut, das lang ererbte, wird wach in ihm. Stolz und aufrecht schreitet er hinter dem Pflug her.

So zieht er Furche für Furche. Und der Alte steht am Feldrain und kann das Wunder nicht fassen: Sein Junge — ein Bauer!

Er ruft ihn zu sich, will etwas sagen, aber er schweigt, weil er fürchtet, seine Stimme könne nicht hart genug klingen. Er deutet auf das Sätuch. Willem bindet es sich mit geschicktem Griff um, ganz so, als ob er nie etwas anderes getan. Prall füllt er das Laken mit

dem Samen; liebevoll, wie spielend, läßt er eine Handvoll Körner durch die Finger gleiten.

Dann sät er. In weitem Bogen wirft er den Samen in die frisch aufgeworfene Erdruste. Mit ausgreifenden, gleichmäßigen Schritten geht er furcheauf, furcheab.

Und immer noch steht der Elleringbauer am Rande des Ackers. Längst ist alle Härte aus seinem Blick gewichen; ein paarmal schon ist er sich verstoßen mit dem Handrücken über die Augen gefahren. Nun quillt es heiß in ihm auf. Er achtet nicht der Tränen, die seine verwitterten Wangen benetzen; groß ruht sein Auge auf Willem, seinem Erben. „Jung, mien Jung“, murmelt er.

Und dahinten, nein, greifbar nahe fast, geht blutrot, gleich einem glühenden Ball, die Sonne unter.

Im sterbenden, verschwommenen Glanz ihrer letzten Strahlen streut ein Mann im wiegenden, festen Säerschritt fruchtbringenden Samen aus — weint ein Mensch am Feldrain.

Mir oder mich

Das war gleich nach dem Weltkrieg, und überall in Stadt und Land entstanden „Volkshochschulen“, deren Mehrzahl allerdings lange sanft entschlafen ist. Auch in dem Dorfe W. hatte der Lehrer die Sache pflichteifrigst in die Hand genommen, wiewohl für die winterabendlichen Zusammenkünfte der „Interessenten“ nur die mittels einiger Wachslichte zu erhellende, mit Sitzgelegenheiten für Erwachsene recht schlecht ausgestattete Schulstube zur Verfügung stand. Und mehr noch: er hatte beschlossen, den schulentlassenen Semeestern, ob jung oder alt, im „Hochschulunterricht“ das einmal einzutrichern, was beizubringen ihm in der Schulzeit nicht gelungen war, die deutsche Grammatik. „M i r“ o d e r „m i c h“, heißt das Thema des Abends, zu dem auch Bauer K. erschienen ist, wie immer von oben bis unten in ein dickes Tuch eingehüllt; denn lang und hager ist er, und es friert ihn immer, winters und Sommers. Und nun geht es los; eine ganze Stunde lang prasselt es auf die Versammelten nieder, bald „mir“, bald „mich“, umschichtig wie Schnee und Regen, in deren Verabfolgung der himmlische Wettermacher ja auch nach höheren Gesetzen zu handeln verpflichtet ist, bis man meinen sollte, daß auch hier, im Reich der Grammatik, alle Gesetze klar am Tage lägen. Und aufatmend sperrt der Herr Dozent und mit dem Blicke des Siegers in den Augen die Schleusen seiner Bredsamkeit. Da aber reckt sich aus dem Halsdunkel einer Ecke eine lange hagere Gestalt, hüllt sich in ein flatterndes Tuch, und durch die noch andachtsvolle Stille klingt es: „Wat Sei nich alles seggen! Ob dat heit: ‚mir friert oder mich friert‘, dat es mi ganz gliek! Frieren deit mi doch!“ — M. K.

Das Ehrenzeichen

Auf einem Gute in Vorpommern wurden kurz vor dem Weltkriege Ehrenzeichen der Landwirtschaftskammer für langjährige Dienste verteilt. Als der Gutsherr einem alten Arbeiter die Medaille anheftete mit den Worten: „Mein lieber August, dieses Ehrenzeichen verleih dir der König für deine treuen Dienste!“, entgegnete er voller Bewunderung: „Wat, kennt de mi ok?“ v. B.

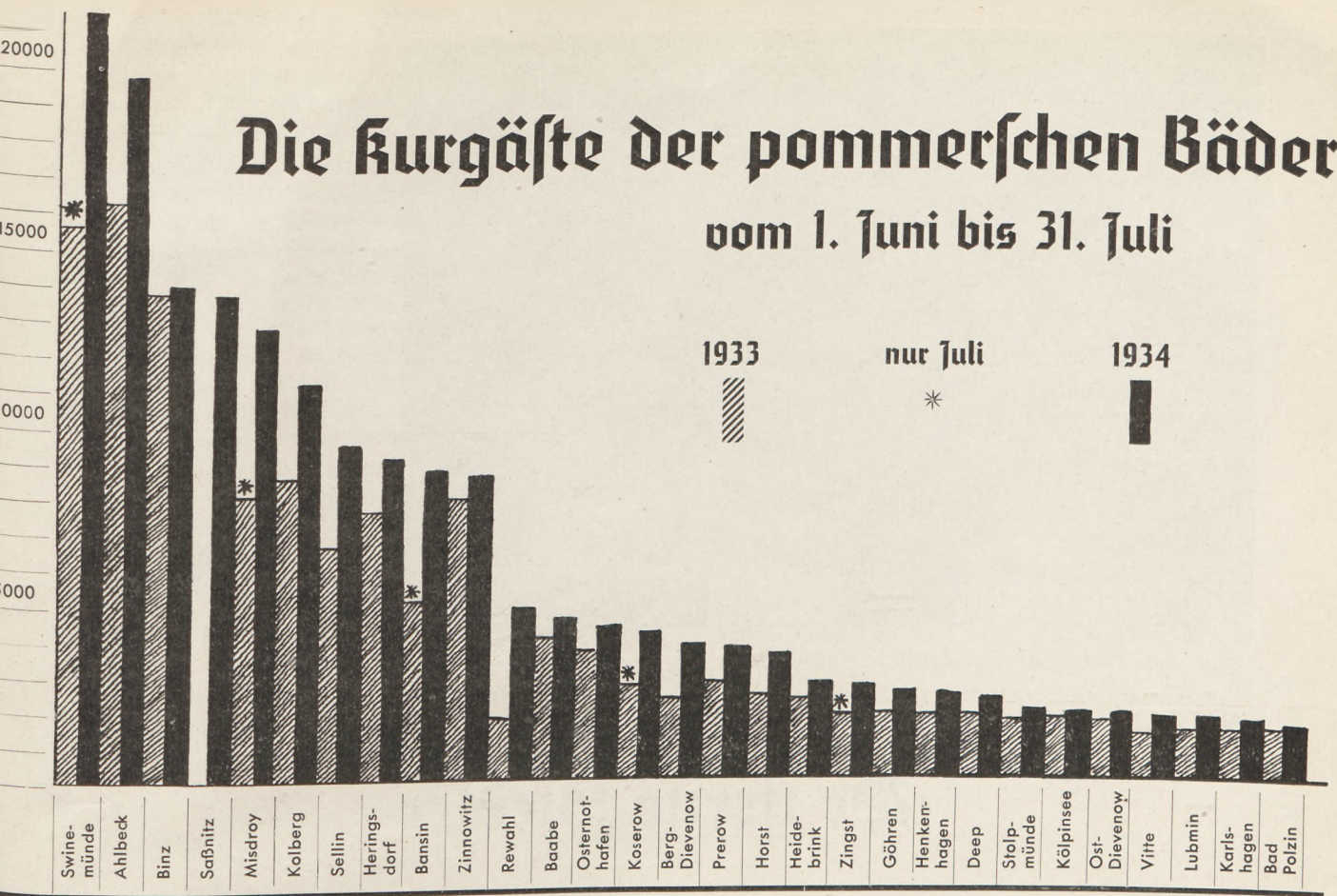
Een Schnaps

In einem Dorfe an der pommersch-neumärkischen Grenze lebte vor 50 Jahren ein Pastor, der, wie man zu sagen pflegt, ein „dickes Kirchenlicht“ war und dessen Namen in der Geschichte der Inneren Mission einen guten Klang hatte. Nur schade, unter seinen eigenen Pfarrkindern befand sich ein räudiges Schaf, dem trotz mancher gutgemeinten Predigt nicht beizukommen schien: der alte Fischer P., ein übler Trinker. Eines Tages aber steht er doch im Pfarrerstübchen vor seinem Seelsorger, und es entspinnt sich folgende Unterhaltung: Der Fischer: „Herr Pastor, ick holl dat nu nich mehr ut! Ick will mi uprichtig bekehren!“ Der Pastor: „Ich wundere mich nur, daß Sie nicht eher gekommen sind! Sie haben doch oft genug Gottes Wort als Mahnung zur Umkehr vernommen!“ Und der Fischer: „Jo, Herr Prediger, dat is wahr! Abersten weite Sei wat, wenn mi in de Predigt Gotts Wurt dat Gewissen upweckt hatt, denn brukt ick blot nachmiddags een Schnaps druptojetten, denn was dat all wedder still!“ M. K.

Hermann — —

Unlängst weilte Ministerpräsident Hermann Göring in Pommern zur Jagd. Bei einem Besitzer wollte er einen Rehbock schießen. Am Abend vor seinem Eintreffen saß die Familie beisammen und beriet den würdigen Empfang und die einzelnen Punkte der Tagesordnung für den Pürschgang. Vor allem beschloß man, den alten Kutscher Hermann, der den Ministerpräsidenten in den Wald fahren sollte, für diesen Tag in „Johann“ umzutaufen, um Verwechslungen vorzubeugen. Hermann Göring kommt, es wird gespeist, und nach dem Essen führt ihn der Sohn des Hauses zu dem vor der Haustür bereit stehenden Wagen. Die alte Mutter eilt hinterher, und in der Aufregung über den hohen Besuch vergißt sie den Familienbeschluss und ruft: „Na, Hermann, nun mach's aber gut!“ Man wird verstehen, daß der Ministerpräsident bei diesen Worten sehr verdutzt dreinsah — er hat die ganze Fahrt überlegt, was er auf Wunsch der alten Dame „gut“ machen sollte. Als man ihn über die Verwechslung aufklärte, hat er herzlich gelacht. v. B.

Die Kurgäste der pommerschen Bäder vom 1. Juni bis 31. Juli



Wie alle anderen Wirtschaftszweige stand in diesem Jahre auch der Fremdenverkehr im Zeichen des hoffnungsvollen Aufschwungs, den die deutsche Volkswirtschaft durch die energischen Maßnahmen der nationalsozialistischen Regierung genommen hat. In Auswirkung der allgemeinen Belebung haben die Bäder der pommerschen Ostseeküste ohne Unterschied eine Steigerung der Besucherzahlen erfahren. Unsere Darstellung, die vom Statistischen Amt der Provinzialverwaltung Pommern auf Grund des Zahlenmaterials des Landesverkehrsverbandes entworfen wurde, bringt eine Auswahl der pommerschen Bäder geordnet nach der Anzahl ihrer Kurgäste in den Monaten Juni und Juli. Der Vergleich mit demselben Zeitraum des Vorjahres läßt erkennen, daß der Zuwachs allgemein war und bei vielen Orten 25 Prozent und mehr betrug. (Die Zahlen für den Monat August, die noch aufschlußreicher sein dürften, konnten bei obiger Statistik noch nicht berücksichtigt werden.)

Wir sehen aber auch, welche gewaltigen Größenunterschiede in der Besucherzahl auftreten — vom „Weltbad“ bis zum stillen Dörfchen für solche, die nichts als Erholung suchen, ist alles vorhanden, und dabei sind die ganz „Kleinen“ hier nicht einmal aufgeführt. Während Swinemünde und Ahlbeck mit 21 435 bzw. 19 490 Kurgästen bei weitem an der Spitze marschieren, scheint Rewahl (Kr. Greifenberg) gegenüber Juni-Juli 1933 auch absolut den größten Zuwachs erfahren zu haben. Hinter Ahlbeck folgen die übrigen Bäder in erheblichem Abstand. Der zahlenmäßige Unterschied zwischen dem größten und dem

kleinsten der hier aufgeführten Ostseebäder beträgt nicht weniger als 19 592. (Die Besucherzahlen vom Juni dieses Jahres liegen sowohl bei Swinemünde wie bei Ahlbeck nur zwischen 3000 und 4000). Was die Anzahl der bei der Darstellung nicht berücksichtigten Passanten angeht, so ist in den meisten größeren Bädern eine erhebliche Zunahme festzustellen. Das ist einmal auf den gesteigerten Kraftwagenverkehr, zum anderen aber auf die Fahrten der NS Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ zurückzuführen, die in diesem Jahre tausende deutscher Volksgenossen zum ersten Male die Schönheiten unserer Ostsee erleben ließen. Kolberg mit 15 387 und Saßnitz mit 10 970 liegen dabei weit an der Spitze. Auch Binz mit rund 8000 und Swinemünde mit mehr als 7500 Passanten zeigen ein noch recht erfreuliches Ergebnis.

Die weiteren Ermittlungen des Statistischen Amtes erstrecken sich auf die Herkunftsgebiete der Besucher. Hieraus geht hervor, daß Berlin, wie nicht anders zu erwarten ist, in den meisten Fällen die größte Anzahl der Kurgäste stellt. Besonders Binz, Heringsdorf, Misdroy, Ahlbeck, Swinemünde und Zinnowitz haben sich zu ausgesprochen „Berliner“ Bädern entwickelt. Sachsen, Schlesien und Brandenburg stehen in der Mehrzahl der größeren Badeorte an zweiter Stelle. Nur in Binz, Misdroy, Swinemünde und besonders in Kolberg nehmen pommersche Besucher diesen Platz auf der Rangliste ein. Die Kurgäste von Saßnitz kommen zu ziemlich gleichen Teilen aus allen Gauen des Vaterlandes. bl.



Schilfernte im Odertal

Fot. Hähn

FRITZ DITTMER:

De iſerne Siedler

Dat was anno ſöſteihn, as ſick Bändner Möller'n ſin Sähn mit achteihn Johren freiwillig taum Kriegsdeinſt mellen deed. Hei hadd ſick naſt ok tapſer dörchſlahn dörch de halwe Welt, dörch Rußland un Rumänien, dörch Serbien un Mazedonien, bet em dat in'n Harwſt achteihn in Flannern doch noch „ſchnappen“ deed. Un dat glik ſo, dat hei dat rechte Bein verlür.

As Korl in't Lazarett leeg, keem de Tauſamenbruch. November was dat, — un noch düſterer as en griſen Novemberdag ſeehg Korl de Taukunſt liggen. Em was dat ſo, as wenn em wen ſeggen deed: „Du heſt nich blot din Bein, — du heſt ok din Vadderland verlaren!“

„Schöne Sieger ſind dat!“ ſäd Korl tau ſick, „nah äwer vier Johren leegen wi noch wid, wid in Findesland!“ Korl verſtänn mit ſine twintig Johren dat woll noch nich, odder hei verſtänn tauwääl dorvon, wil hei in ſin Hart en eigen Meinen von dütsch' Bland un dütsche Ird' dragen deed. Man wat hülp dat all? De Krieg was tau Enn', un Korl hadd en iſern' Bein. Wo nu hen? Tau Hus, de lütte Wirtſchaft von ſinen Vadder tau Laſt liggen? Mächten Vadder un Mudder ok ſlawen von fräuh bet ſpäd, — dat güng trüggwarts anſtatt vörwärts, Schullen kemen äwer Schullen, un eines gauden Dags keem dat lütte Anweſen unner den Hamer. Was jo nich dat einzigſte! De Nahwer ſtänn in glike Verdammnis. Un as de Nahwer von Hus un Hof müßte, deed Korlen dat mihr weh as ſin eigen Leid. Hei künn dat Weinen nich vergeten, — dat Weinen von den Nahwer ſin Dochter. Korl un Elſe hadden as Rinner immer tauſamen ſpeelt, un Korl hadd ok woll öfter en warmer Gefühl in'n Harten hatt. Indeffen, wenn hei an ſin iſern Bein un an de Not in Dütschland dacht, denn klüng in em 'ne warnend' Stimm: „Dat dat ſin, Korl! Dat de Leiw' nich tau deip in'n

Harten Wörtel ſlahu! Womit wiſtſt du 'ne Iru ernähren?“

Un Korl müßte de innere Stimm' Recht gewen. Hei hadd jo woll ſine Kent', äwer em deed dat weh, dat hei as junge Kirl nich ſülwſt för ſick ſorgen künn. As nu Schlag up Schlag keem un Korlen ſin Vadder wedder as Daglöhner güng, dunn güng Korl mit einuntwintig Johren in de Lih'r' bi enen Schmied. Wenn em dat ok ſur wör mit ſin iſern Bein, — hei beet de Tähnen tauſamen. Un as hei nah drei Johren as Geſell' uſchrewen wör, dunn was hei en dägten Schmied.

Woll hett Korl oft an Elſe dacht, de ok von Hus un Hof verdrewen, in de Stadt as Huſmäten deinte. Hei wüßte nich, wo ſei wahren deed un wull dat ok nich weiten; denn wotau ſick unnödig dat Hart ſwor maken! Ok hei was in de Stadt tagen, hadd 'ne ganze Wil' Arbeit in'ne Iawrik hatt, bet ok de eines Dag's ſtill leggt wör, bet ok Korl ſick up dat Arbeitsamt anreihen müßte.

So güng de Tid hen, up dat Arbeitsamt kemen immer mihr tau, Kirls mit geſunne Knaken, de dat Leiwen ut de Oogen lücht'te. All' wullen ſei arbeiten, — äwer wo? Wenn dat in Korlen upbegehrte, denn ſprök ſine inner' Stimm' tau em: „Wes' ſtill, Korl! Biſt jo blot ein' von de ſöſ Millionen!“

Dunn güng in't Vörjohr dreiundörtig dat Gewitter äwer Dütschland hen. De Luſt wör rein, unbarmhartig ſlög Lüchtung un Dunnerſchlag nedder, wat ſuul un mör wir; un de Storm weihete äwer Dütschland hen, allens wegtauriten, wat nich up dütschen Bodden henhürte. In Korlen ſteeg wedder nige Slowen up. Mit de Arbeitsbeſchaffung, — je, dat brukte woll 'ne Wil'. Dortau ſeet dat dütsche Volk doch tau deip in de Schiet, dat de Führer den Meß von vierteihn Johr in en poor Mand' utmeſten künn.

Un Korl leste in de Zeitung wat von — Siedeln. Un as hei den Gedanken jat't hadd, leet hei em ok nich wedder los. Wenn hei as Schmied 'ne lütte Siedlerstääd' hadd, güng dat Dag un Nacht dörrch sine Gedanken.

Un as hei wedder mal von „Stempeln“ keem un up den Weg nah Hus sine Gedanken spümm, as hei all en lütt Hüskchen mit 'ne Warkstääd un Acker un Soren vör sick seehg, dunn was em dat, as güng en warmen Sünnenstrahl dörrch sin Hart. Vör em güng en Mäten, en Veinstmäten. Disse hellen Hoor' un dissen Gang kümm blot Else hewwen, Else Wewers, de hei sörrre Johr un Dag nich seihn hadd. Un de inner' Stimm' sprök wedder: „Korl, nu is dat Tid! De Siedler brukt 'ne dägte Trul“ Un ihre sick Korl dat verseehg, keek sick dat Mäten üm, un woehrhaftig stümm Else Wewers vör em.

Wi Pommern reden nich vöäl, — ok de Weiden brukten bi ehr Wedderseihn nah Johren nich vöäl Würd'. „Elsing“, säd Korl, „hest du mi noch nich vergeten un magst du mi woll noch liden? Euen Kräpel mit en isern Bein?“ Man dat Mäten geew em de Hand, un ut den fasten Druck kümm sick Korl mihr entnehmen, as sick mit duzend säute Wür' utdrücken lett.

Wedder is dat Vörjohr. Wid in de dütsche Ostmark liggt 'ne junge Siedlung. Dörrch dat brune Land trecken Plaug un Egg't. De lütten Hüser liggen so fründlich in'n Sünneschijn. Un dat ein' Hus is noch wat anbugt,

un dor qualmt lustig 'ne Ess' ehren swarten Damp in den blagen Vörjohrshimmel herinner. Hell geiht de Hamerschlag ut de Schmäd' dörrch de Siedlung, un in de Warkstääd' steiht Meister Korl Möller an den Ambuß, de Eihjung' treckt den Püster, un de Meister fläut't tau den Takt von sinen Hamer en lustig Veed. In dat Hus achter de Finstern mit de slohwitten Gardinen han-teert 'ne junge Fru. Elsing un Korl lewen as en Poor Duwen, blot in ein't will sei sick nicks vörmaken laten. Sorgt hei mit Hamer un Ambuß dorvör, dat ehr dat Brot nich all ward, denn hett sei sick dat in den Kopp sett't, dat sei mit ehre Arbeit de Tinsen vör dat ut-leihnt Geld tauhoy bringen will. Wil sei nu in de Stadt Wittneihen un so wider lihrt hett, kümmt ehr dat hier gaud tau Pas. Un hett ehr Mann en swart Gewarm', dennso neiht sei för de heile Siedlung Hemders, Unnerbüxen un so wider. Hett ehr leuwe Korl dat mit isern Willen dörrchsett't, dat sei Weiden ut de Stadt ruter kemen un en Stück eigen pommersche Erd' unner de Fäuten kregen hadden, dennso sall dat an ehr nich liegen, ok ehren Willen dörrchtausetten un ok wat tau verdeinen.

Unjht kümmt sei man nicht recht dortau, vör de annern Frugens tau neihn, wil sei dormit tau dauhn hett, lütte Rinnerwäsch' tau maken. Man wenn sei dorbi sitt, en lütt Rinnerhemd nah dat anner tau neih'n, denn kümmt ehr dat vör, as leeg in ehre Hän-nen dat heiligst Wark för Dütschlands Taukunst!

Eldena

Ach, wenn es doch ein Traum gewesen wäre,
Hätt ich geträumt, daß dich mein Arm umschlang,
Ich fühlte nicht so tief des Herzens Leere,
Und lauschte nicht verschollenem Gesang;
Ein schöner Traum ist bald vergessen,
Man denkt nur selten noch an ihn zurück,
Und das verwaiste Herz zersfressen
Nicht stumme Seufzer um begrabnes Glück,
Das Bild verblaßt, zerfliebt wie Meeresschaum -
Oh, warum träumt ich auch nicht diesen Traum!:
Die Sonne sinkt, vergoldend Rügens Höhen,
Wie Purpur glänzt des Boddens düstre Bucht;
Im leisen Windhauch zu uns niederwehen
Der Möwe Laute, die ihr Sandbett sucht;
Weither des Leuchtschiffs Lampe flimmert,
Noch einmal pfeift der Dampfer grell und schrill,
In dem zerfallnen Kloster wimmert
Das Käuzchen - dann ist alles stumm und still. -
Da saßen wir, dicht an des Meeres Saum,
So ruhig, stillzufrieden, wie im Traum.
Und später, als die Stunde längst entflohen,
Da stand ich wieder dort, es scholl der Schrei
Der Möwe gellend über schwarze Wogen,
Der Nordwind fauchte grimme Melodei -
Mit trockenem, starrem Auge schaute
Ich trostlos auf das kampfdurchzuckte Meer,
Kein warmer Hoffnungsschimmer graute
In dem vereisten, öden Herzen mehr,
Und um den Ort, wo ich geträumt den Traum,

Da spritzte geisrig-gelber Wellenschaum.
Wie oft hab ich gewünscht in frühren Tagen:
Was ich geträumt, oh, wäre es doch wahr!
Ich wollte mir das volle Glück erjagen,
Wie es im Traum mir wurde offenbar;
Und jetzt? - oh, hätt ich nie empfunden
Dies schnell zerplatzte, traumgleich kurze Glück,
Ich dächte nicht in düstren Stunden
So oft an jenen Abend noch zurück,
Ich gäbe jetzt den Klagen keinen Raum
Um eine Stunde Glück, um einen Traum.

Hermann Vöns, Greifswald 1888

Ausblick im Herbst

In Bäumen, die sich leuchtenden Talares
Vor meinem hohen Siebelfenster sonnen,
Hat Maler Herbst sein reifes Werk begonnen,
Und schmückt sie für das letzte Fest des Jahres.
O spätes Grün, von lichtem Gold durchronnen!
O Flammenrot, du heißes, wunderbares!
Euch alle hält ein Blau, ein kühlend-Klares,
Mit herbstlich-mildem Hauch und Duft umspinnen.
Doch wenn im Winde sich die Wipfel biegen,
Und goldne Blätter, eh' sie niederschnei'n,
Noch lange flügelnd in der Luft sich wiegen -
Dann täuscht mich ein betörend-holder Schein:
Mir ist, ich seh' Zitronenfalter fliegen
In eines neuen Frühlings Glanz hinein...

Heinrich Unacker

De Preisterwahl

In de olle Tid — wat heit olle Tid? Is verschieden, wat ick nu vertell, is vör etwa hundert Johr passiert — do wir son Preisterwahl ümmer ne recht kniffliche Sak. Uns oll Fritz Reuter hät uns hieröwer richtig hoarstrüwende Saken öwerlievert: Einmol gewen de taukünftigen Preisterfrugens den Utschlag bi de Wahl, en anner Mal gew Gaudsbesitzer Pomuchelskoppn sin Stimm den Utschlag, wil de den Dümmsten wählt, wegen den Preisteracker, den de Kandidat nich bestellen künn, un den Pomuchelskopp inschlammn wull.

Tau Pümpelwitj stünn de Preisterwahl vör de Dör. De olle, von allen verihrt Pastor Becker wir in'n wollverdeinten Raubstand treden. Viertig Joahr han he tau Pümpelwitj seelsorgt un wir eng mit sin Gemeind verwossen west. Hierut geiht jo kloar hervör, dat de Kirchenrat, de hier den Pastor to wählen has, noch nich eis ne Preisterwahl hätt har, un sülwst de öllsten von de Ratsmitglieder hävn noch nich eis sowat dörchmakt. Un wat de Minsch noch nich kennt, dat stellt he sik ümmer am leichtesten vör. Is jo kinnerlicht, dacht hera, wer am wenigsten bi de Probepredigt hacken bliwt, de kümmt in Frag.

Nu wü in de Ratsitzung beslaten, dat de negsten drei Sünndag de Prompredigten von'n Stapel gahn fülln. De Kandidaten kämen all en Dag vörher, un denn süll jera von de drei öllsten Kirchenräte en Text to de Predigt öwerreiken. Dit wir as besunners wichtig besunnen un utklügelt wörn, man wull Leistungen seihn un den Kläuksten un Besten hewen un nich, as nah Pomuchelskoppn sine Method, den Dümmsten.

De drei Promsünndag wirn verlopen, un en Dag nah den letzten wir de Pümpelwitjer Kirchenrat tau de entscheidende Wahlsitzung tauhop. Dat wir so handhawt wörn, as beslaten wir, de Börsteher Bur Warner un de Kirchenräte Bur Driehel un Bur Kröger, wat de drei Öllsten wirn, harn en schönen Text ut de Bibel affchrewen un öwerreikt, als wir nah Wunsch gahn.

„So, Lüüd, nu äußert juch Meinung! Wer wir de Best?“

Ratsvörsteher Warner kiekt sik in'n Kreis üm. Sin Gesicht hät en so deipen irnsten Utdruck, un nah sine

ängstlich wichtige Mien künn man sluten, he befünn sik in ne belagerte Festung un wull en Rat hewen, wonah man den Feind afflagen künn. Ulls kratzt sik hinner an'n Kopp un säd upt Irst nicks. De Sak wir doch nich so einfach, as man sik dacht har, es en oll woher Sprüchwurd: Wer de Wahl hät, hät de Qual.

„De Letz, de gistern predigen dä, wir nich slicht.“

„Na, so gaud künn de Irst öwer ok.“

„Jä, ick will nich veel seggen, öwer de tweit dä, de annern beiden Segenstand.“

Nu rep Börsteher Warner ungeduldig: „Jä, dat es all kein sichern Kram mit juch Red, einen känen wi man bruken.“

„Jä, wenn ick fall seggen“, antwurt't Bur Kröger, „mi gefölen je all drei glik gaud.“

„Jo, ick mein ok, dor wir ein so klauk as de anner“, bekräftigt Büdner Snareshahn.

„Jek hew ok keinen Unnerscheid recht wohnahmen“, slöt as letzter Bur Driehel de Diskussion, „ick har mi dorup spikt, dat einer hacken bliwen wü, öwer jeder künn sin fließend.“

Börsteher Warner wull all werra ärgerlich dormang foahren un an en bestimmten Vörschlag erinnern, öwer he begrep sik rasch, wil he sik ingestahn müßt, dat he sülwst keine betere Ansicht wüßt. So entfohrten em de Würd: „Ja, wenn wi den Kläuksten un Besten nich rutfinnen känen, denn warn wi woll ahn Preister bliwen möten, all drei känen wi nich bruken.“

„Na, denn segg du uns doch den Besten, un makt't so, as du insüßt“, antwurt't Bur Driehel em ärgerlich un sprök dormit ok de annern ut'n Harten.

Dat sach toirft ut, as wull Börsteher Warner gekränkt upbrusen, öwer he begrep sik un verlünk in ihrgeiziges Grübeln. — Mit einmal rekt he sik hoch un röppt triumphierend: „Jek weit en Utweg, wi kamen so nich to'n Ziel!“

Ulls atmet erleichtert up, un de Mienen verraden den Jiper up de Antwort.

„Also, nu hört tau, Lüüd“, seggt Warner, „ick lat uns to nächsten Sünndag noch eis en Randedaten kamen, un de kriegt den Text tau de Predigt irst, wenn hei int

SPARE

und das Leben
bietet Dir mehr!

Fast alle unerfüllbar erscheinenden Wünsche lassen sich durch zähe Sparsamkeit verwirklichen, ob es sich nun um eine große Reise oder gar um ein Eigenheim handelt. Jede Mark, die Du zu uns trägst, bringt Dich dem Ziel näher, jeder Tag bedeutet einen neuen Zinsengewinn.

Randower Kreissparkasse in Stettin

Falkenwalder Str. 1. Zweigstelle: Marienplatz 4. Nebenstellen: Löcknitz, Odermünde, Züllchow

Altar mit de Liturgie farig is, denn kann he sik nich vörbereiden un möt Jarw bekennen. Bliwt he nich hacken bi de Predigt, denn es he de Kläukst, un wi nehmen em. Öwer en Text kriggt he von mi, de ganz bannig swer is, he ward sik verfiren, paßt up.“

De ganze Versammlung stimmt freidenvull mit ehrn Börsteher öwerein. An'n nächsten Sünndag wir de Kirch proppenvull, denn öwerall wir de nige Wahlkniff bekannt. De nig Kandidat, en jungen frischen Kirl, mök en tauvertrulichen Indruck up de Gemeind, doch öwer de begeisterten Mienen huscht ne jiprige Schadenfreud, as nah de Liturgie ein von de Betkinner den Text nah't Altar rinreiken däd.

De Kandidat höl en mitt Stück Poppier, wur nicks upschrewen wir, in de Hand. Toirst wir em en lichten Schreck antaumen, doch bald kün man up'n Sekundenbruchteil en schalkhaft un öwerlegen Pächeln öwer sin Gesicht huschen sein. Mit mol reekt he ruckhaft dat Poppier in de Höcht, dreiht beiden Siden de Gemeind tau un rep mit irnste, markige Stimm: Hier ist nichts, und da ist nichts, aus nichts hat Gott die Welt geschaffen.

Un gliks leit't he to ne Predigt öwer un nähm sik diesen Sinnspruch as Text un gieng de ganze Bibel dörch, un ein nah'n annern falt't in deipe Ergrepenheit de Händ un manche Tran wür ut de Ogen wischet . . .

Einstimmig wür des Kandidat tau'n Preister von Pümpelwiß wählt un hät solang seelforgt, bät he in'n Raubstand tred un is stets ein Hart un Seel mit sin Gemeind west.



Dünenbusch

Zeichn.: Ulrich Sander

Der fünfte Mann

Dat wier 'ne wohre Geschicht un is in Stolzenburg passeert; denn was de Schaulmeester un taugliek Standesbeamter dor is, de het mi dat vertelt. Kümmt da vörig Wooh im Schummern de Vuersro Schult to em . . . Jo, grad de, de all den fiwten Mann in de Eh' het! Wo de annern blewen sin? Nu, de een starwt all vör den grote Krieg, de tweit blew bi Tannenber, de dritt 1918 in Frankreich, de nächst ging an de Inflation to Grunn un . . . Na, als ick segg, de Ollsch kümmt tau den Schaulmeester un bewert an't ganze Niew vör Upregung. „Herr Dräger“, schriejt's all in de Stubendör, „Herr Dräger, nu mutt ick mi aewer doch höjen (lachen), nu is de fiwt ok dot!“ M. A.

Der schlaue Kutscher

Als unsere Großmutter in der guten alten Zeit einmal im Schlitten von Hinterpommern nach Schneidemühl unterwegs war, wurde sie von einem Schneesturm überrascht. Längere Zeit fuhr der Kutscher sie in die Irre, da entdeckte sie einen Wegweiser, an dem sie schon im dichten Schneegestöber ein Endchen vorbeigefahren war. Sie ließ halten, nahm selber die Zügel in die Hand und schickte den alten, guten Kutscher fort zum Wegweiser, um die Gegend zu erforschen. Endlos wartete sie auf die Rückkehr des Getreuen. Schließlich kam er durch den Schnee gestampft, den Wegweiser trug er geschultert: „Hier, gnä Fru, ick hew em mitbröcht, nu läse Sei man!“ v. B.

Alter Bauer am Abend

Dies ist am Abend seine Art:

Er sitzt allein und stumm.

Rauch wölkt sich grau aus grauem Bart.

Der Tag war heiß. Der Tag war hart.

Der Tag ist um.

Das Haus liegt still. Der Hof ist leer.

Vom Anger schwingt sich fern

Ein leises Mädchenlachen her,

Derklingt und schweigt. Und ist nicht mehr.

Der erste Stern.

Im Stalle raschelt noch ein Fuhn.

Ein Füllen wiehert bang.

Der Alte läßt die Hände ruhn.

Sie hatten Tag um Tag zu tun.

Ein Tag ist lang.

Schwieelig die Haut. Die Haare greis.

So friedlich fließt das Blut.

Die Jahre waren hart und heiß.

Der Bauer neigt die Stirn. Er weiß:

herr, es war gut.

Ein Wind springt in das Land hinaus.

Vom Turm schlägt es acht.

Der Alte klopft die Pfeife aus

Und geht bedächtig in das Haus.

Bald kommt die Nacht.

Joachim Lange

Das schnellere Schiff

In einem stillen Fjord der Nordlande gibt es einen aufgeregten Sonntag. Vollmond-Vars, der reichste Besitzer der Umgebung, erscheint auf einem nagelneuen amerikanischen Segelboot, wie man es noch nie auf dem Fjord gesehen hatte. Beim Schnapstrinken verstieg er sich zu einer abenteuerlichen Wette: Wenn es binnen heute und Jahresfrist einem hier gebauten Boote gelingen sollte, bei der Kirchfahrt von den fünf Höfen früher am Vollwerk festzumachen als die „Leuchtfeuer“, dann soll der Mann im schnelleren Schiff sein Schwiegerjohn werden. Der häßliche, von allen verspottete „Juch-es-brennt“ hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Preis zu erringen. Tag und Nacht baute er an einem neuen Boot. Vollmond-Vars bereut allmählich seine Wette, und er versucht mit allen Mitteln, die Wettfahrt zu hintertreiben. In einer stürmischen Nacht aber wird die „Siegerin“, Juchs Boot, in dem er wie immer schläft, aus dem Hafen getrieben. Und am folgenden Nachmittag kommt die Nachricht, daß Brita sich mit der „Leuchtfeuer“ davongemacht habe. (Neu hinzukommenden Abonnenten werden auf Wunsch die beiden letzten Hefte kostenlos übersandt.)

(3. Fortsetzung)

Sie hatte nicht einmal einen Mann mit, sondern bloß die Großmagd. Hurra für die Nordlandmädchen! Die kamen noch dreimal um den Kopf der „ertrunkenen Ruh“ herum! Ja, aber es wehte jetzt zwar noch steif und gleichmäßig aus Südwest — in der Nacht oder schon früher würde es aber den Sturm geben. Hurra für die „Leuchtfeuer“! Vollmond-Vars ließ den Hafensteuermann be-schwören, die „Leuchtfeuer“ von der Hafensbehörde aus an die Kette zu nehmen und keinen Anflug der jungen Leute zu gestatten. Zum Glück für die Wettlustigen schwätzte die Magd natürlich schon vorher von ihrem dringlichen Auftrag.

Der Hafensteuermann schickte die Magd sofort weiter nach Juch; er hatte gerade sein Sonntagsessen über-genommen und keine Lust, wegen der Prinzessin von den fünf Höfen das Sodbrennen zu bekommen. Diese Be-quemlichkeit kam dem Rotkopf zustatten. Er hatte sich unter den jungen Fischern an diesem Morgen Freunde erworben, und so erfuhr er von Bord zu Bord noch zu rechter Zeit, daß er die „Siegerin“ besser einige Kabellängen vom Ufer vor kurze Ankerkette legen würde, wenn aus der Wettfahrt noch etwas werden sollte. Die Bauernmagd fand Juchs Schiff unter den vielen andern am Vollwerk nicht gleich heraus, und als sie glücklich über drei Boote mit unterhaltungslustigen Fischern geklettert war, hatte Juch gerade abgesetzt. Als der Hafensteuermann dann selber, aufstoßend und die Dienstmütze auf den sorgenvollen Schädel geknallt, auf dem beschädigten Vollwerk auftauchte, ritt hinter den festgemachten Fischerbooten die „Siegerin“ schon an-mütig und recht frei und weit draußen vor Anker auf den Wellen, so schmuck, als sollte der Hafen gerade für den König abgemalt werden. Juch konnte in dem Wind, der bei ihm schon spürbar pfiff, natürlich nichts verstehen, was die dickliche Gestalt vom Ufer herüber-schrie und =winkte. Die Fischer aber hatten genug

Seefahrt in den Knochen und konnten dem Hafensteuermann nicht helfen. Und selber in einem Beiboot nach der „Siegerin“ zu wriggen, hatte der nun auch wieder keine Veranlassung. Es war Vollmond-Vars' Sache, seiner Tochter das vierte Gebot beizubringen, und die Amerikanerin gehörte Juch oder dem Bankhaus in der Stadt.

Es war gegen 4 Uhr und genau Hochwasser, als die „Leuchtfeuer“ plötzlich um die Felsen des linken Ufers luvte. Man sah, wie die zwei Frauensleute im Boot die Köpfe wie die Enten duckten, um Ausschau zu halten. Sie hatten sicher eine tüchtige Reise hinter sich und waren wohl nicht abgeneigt, jetzt im Hafen gemäch-lich am Vollwerk zu stolzieren und die „Siegerin“ auf dem Trockenen aufgetakelt stehen zu sehen. Ja, die Nordlandmädchen lassen sich keine Gelegenheit zum Spotten entgehen. Aber seht nur mal, die „Siegerin“ wiegte sich dort frisch und fahrtgierig auf dem Wasser. Jawohl, jetzt kam unbarmherzig die Wettfahrt! Hurra für das ganze Nordland!

Ein Ruck ging durch den Hafen. Man sah das braune Segel der „Siegerin“ plötzlich flattern und steigen. Juch war wohl im Nachteil, weil er bei diesem Wind keinen zweiten Mann im Boot hatte. Aber da-für war er noch frisch, und die beiden andern hatten schon allerhand Arbeit hinter sich. Hurra für Juch-es-brennt! Wenn der Wind vom Lande absteht, kommt auch ein Bund Stroh von allein in Fahrt. Die „Leuchtfeuer“ hatte schon gewendet, um in den Hafen hinein-zukreuzen, und obwohl es ja viel zu weit hinaus war, gellte der ganze Hafen von Rufen und Pfiffen. Juch aber lichtete mit gefährlich schlagendem Segel schon seinen Anker; wenn ihn der Wind aufs Wasser drückte, mußte er jedesmal innehalten, so strammte sich die Kette.

Gerade als die „Leuchtfeuer“ hinter der „Siegerin“ vorbei passierte, mußte Segel-Brita die Sachlage be-griffen haben. Oh, Segel-Brita war die Richtige für so einen wilden Start! Die erkundigte sich erst beim Vorstand!

Die „Leuchtfeuer“ kam mit einem wilden Schuß schon auf geändertem Kurs wieder hinter der „Siegerin“ zum Vorschein und schwang sich sofort mit schäumendem Kielwasser vor den Wind. Hurra für den Wind! Segel-Brita ging mit einer Fahrt davon, daß die Zuschauer jauchzten. Das war ein Boot! Jetzt war es hohe Zeit für Juch, wenn er noch zu seiner eigenen Hochzeit zurecht kommen wollte.

Man sah, wie wütend er an der Kette arbeitete. Dann flog er rücklings aufs Deck und riß strampelnd die Kette nach. Der Wind drückte die „Siegerin“ sofort wie einen Rork übers Wasser auf die Kiesenwand zu. Einen Augenblick war es ein banges Abpassen, ob ihm die Zeit noch reichte — vom Hafen aus schien die „Siegerin“ schon unmittelbar vor der Felswand zu treiben. Dann flog plötzlich die Jock hoch, dann standen wie durch Zauber die braunen Segel prall im Wind, und atemraubend dicht vor der Wand wendete die „Siegerin“ spielend herum und lag sofort über dem andern Bug in Fahrt. Die alten Fischer brumnten, daß dem Tollkopf geradezu der Teufel den Vordersteven so fix herumgedreht haben müsse. Die Jungen aber

brachen in jauchzenden Beifall aus. Und während die „Leuchtfener“ schon wieder hinter der Biegung in den Fjord hinaus verschwand und die „Siegerin“ sich wie an der Leine gezogen hinter ihr drein wiegte, sang der ganze Hafen noch einmal, stampfend und mit Holzstücken den Takt knallend, in den Wind hinein:

Juch-es-brennt!
Segelt mit der Brita.

Die würden schon noch vor dem Sturm in den Südfjord kommen! Bei dem Südwest hatten sie gute Fahrt bis auf das kurze Kreuzen draußen. Das macht uns im Nordland nichts aus, jawohl! Ein ganzer Schwarm von Burschen und Mädchen begann über den Felsensteig zu klettern, um die Ankunft bei den fünf Höfen mitanzusehen.

Oben auf der Höhe des Grates fuhr der Wind durch den offenen Raum schon mit voller Wucht daher. Ein dunstiger, gelber Himmel lag im Nordwesten; im Südwesten, woher der Wind kam, stand blaugraues Gewölk. Wichtig bedrohlich sah es eigentlich nur im Südosten aus, woher allerdings kaum ein Sturm zu erwarten war. Der halbe Himmel war dort über den Felsen des hohen Landes wie von Rauch verhängt. Der Südwestwind türmte alle Dünste zu einer ungeheuren Luftmauer empor, unter der sich die Riesenwand nur wie ein niedriger, schräg beleuchteter Sockel hinstreckte. Man sah bei den fünf Höfen unten die Leute wie die Schaben in der Brotkiste unruhig umherlaufen.

Als die Kletterer ein Stück tiefer gekommen waren und wieder freie Sicht hatten, da waren wirklich im Westen vor dem Gewölke die braunen Segel der beiden Boote schon in Sicht. Sie mußten eine tolle Fahrt gemacht haben. Sie schienen jetzt in der großen Entfernung dicht nebeneinander stillzustehen. Bei dem Wind brauchte ja kein Manöver gemacht zu werden; keines der Boote schien schneller als das andere zu sein.

Als die Leute vom Hafen dann unten ankamen, war es schon dunkler, obwohl es doch mitten im Sommer war. Die Dunstmauer im Südosten überschattete riesenhaft jetzt schon den größeren Teil des Himmels; wenn sie sich neigte und nach vorn stürzte, war der Südoststurm da. Jetzt sah man es. Es war die höchste Zeit.

Die beiden Boote standen aber auch schon mitten im Südfjord. Als die Segel plötzlich schlugen, schien die „Leuchtfener“ etwas voranzukommen. Der Wind setzte draußen wohl schon um. Eine Dunkelheit hoch oben fiel von Südosten her jetzt unaufhaltsam über die Welt hinweg. Ganz weit draußen in der Klippenlinie der „ertrunkenen Ruh“ stach der Schein des Leuchtfeners plötzlich auf.

Draußen auf dem Wasser hatten sie schon beim ersten Windstoß aus Südosten die Segel geändert. Die „Leuchtfener“, auf der sie ja zu zweien an Bord waren, wurde damit schneller fertig und eben dadurch war sie vorgekommen. Am Lande wurde aufgeregter geredet. Auf dem neuen Kurs gerieten die Boote in die Nähe

einer querliegenden Unterwasserklippe, die den innersten Südfjord als Wellenbrecher schützte. Von ihr mußten sie sich frei kreuzen. Das war jedoch schon so dicht bei der flachen Uferstelle der fünf Höfe, daß keiner an eine Gefahr dachte. Alle konnten den Schluß des Rennens genau verfolgen.

Draußen bei den Booten ging etwas vor sich. Man spürte jählings Unruhe und Kampf, noch ehe man erkannte, was Brita vorhatte. Sie wollte der „Siegerin“ den Weg beim Wenden versperren. Das Teufelsmädchen wollte, weiß Gott, so dicht an die Klippe heran, daß Juch mit seinem Boot über die Steine klettern und warten mußte. Sie verließ sich darauf, daß er sie nicht rammen würde. Hurra für Brita!

Die „Leuchtfener“ wendete erst hart bei der quirlenden Wasserstelle und schien gewonnen zu haben; denn Juch mußte doch Raum zum Wenden abwarten. Aber Brita hatte den Rotkopf unterschätzt. Wie einen Speer warf er die „Siegerin“ zwischen der Klippe und der „Leuchtfener“ im Schuß des vollen Segeldrucks knapp noch hindurch. Fast auf die Klippe hinauf mußte er und wendete zugleich mit einer zauberhaften Geschwindigkeit herum, daß man sein Boot wahrhaftig wie einen Ball von der Klippe abprallen und vor die „Leuchtfener“ schießen sah. Mit dem Segel fast ins Wasser schneidend, stand die „Siegerin“ jetzt vor der „Leuchtfener“. Man vergaß am Ufer, Hurra zu rufen — aus Angst um Vollmond-Vars' Klippe, versteht sich. Freilich ohne diesen unerwarteten Wind aus Osten, der die Boote noch einmal zum Kreuzen zwang, gewann die „Siegerin“ die Fahrt kaum. Aber jetzt schob sich der verwegene Bursche Zoll für Zoll auf der Luapseite der „Leuchtfener“ vorbei, noch ehe die ihre volle Geschwindigkeit wieder hatte. Die „Siegerin“ nahm ihr einen Augenblick — entschuldigen Euer Gnaden — sogar den Wind aus den Segeln! Hätte Brita eine Flinte gehabt, dann hätte es ohne Zweifel auf der „Leuchtfener“ geknallt. Dann wendete die „Siegerin“ schon wieder und hielt nun, schlank von vorne gesehen, auf die Leute am Ufer zu. Ein Stück hinter ihr lag die „Leuchtfener“ auf demselben Kurs, aber da war gar nichts mehr zu holen. Der Sturm selber pfiff begeistert herunter und drückte die Boote aufs Wasser. Sie waren schon auf Ankergrund, und jauchzende Hezrufe und Pfeife begrüßten die Ankunft. Das war ein Nordlandrennen gewesen!

Eine Rabellänge vom Lande ließ Juch das Ruder gehen und seine Segel heruntersausen, wie sie wollten. In dem schwer rollenden Boot sprang er nach vorn, um den Anker zu werfen. Die nächste Woge schäumte fast über das Schiff weg, als es sich in dem Wind drehte. Dann brachte Juch seine Segel in Ordnung.

Und in diesem Augenblick, während der Schatten des losbrechenden Sturmes immer noch düsterer über die Welt fiel, da geschah fast vor den Händen der Leute am Ufer die tolle Sache. Sie wurde erst klar, als es

EIN URTEIL ÜBER „DAS BOLLWERK“

**Ich kenne keine landschaftlich begründete Zeitschrift,
die mit soviel Würde und Anmut einer großen Idee
dient, wie unser schönes pommersches „Bollwerk“**

zu spät war einzugreifen. Auf der „Leuchfeuer“ hatten sie die Fock geborgen und drehten mit ihrer wilden Fahrt so dicht bei der „Siegerin“ auf, daß es aussah, als wolle Brita im Zorn wenigstens jetzt noch ein bißchen rammen. Aber Brita wollte scheinbar nur Bord an Bord neben der „Siegerin“ ankern. Eine verrückte Mädchenlaune bei dem Wind! Die Magd vorne im Boot, die den Kopf verloren haben mußte, warf den Anker natürlich auch über die Kette der „Siegerin“ weg. Dem Juch knallte der Wind hinten im Boot das Großsegel um die Ohren; der merkte wahrscheinlich gar nicht, was neben der „Siegerin“ geschah. Man sah die Magd in der taumelnden „Leuchfeuer“ nach hinten ans Segel rutschen. Aber Brita schwang sich wie hinaufgeworfen vornhin auf ihre Bank. Der Vorderleib der „Siegerin“ flog dicht neben ihr klasterhoch auf und nieder. Die tolle Brita hing plötzlich mit den Ellbogen am Vorderteil des anderen Schiffes und arbeitete dort mit beiden Händen wild herum. Da erst begriffen die Fischer am Lande, daß Brita aus Rache die Ankerkette der „Siegerin“ losmachen wollte. Der Sturm drückte aus dem Südsjod hinaus und Brita wollte ihm das Schiff und den Mann übergeben. Auch das war Nordlandart. Mochte Juch doch auf sein Schiff achtgeben! Als der Seegang die Schiffe auseinanderzog, hing Brita wie eine Raße vorn auf der „Siegerin“. Der Kettenbolzen mußte heraus.

Aber es kam etwas anders, als Brita sich das gedacht hatte. Sie hatte natürlich beabsichtigt, nach ihrer Unternehmung rasch auf die „Leuchfeuer“ zurückzuspringen. Aber gerade als sie die Kette gelöst hatte, entfernte eine Welle spielend die beiden Schiffe voneinander, und im selben Augenblick zog plötzlich die ganze Länge der „Leuchfeuer“ mit einer einzigen Bewegung an Brita vorbei. Dann war, immer noch außer Sprungweite, nur noch das Heck der „Leuchfeuer“ vor Brita, auf dem die Magd kauerte, mit weit aufgerissnem Mund und die Hände ausgestreckt. Nur erst ein klein wenig war es zu weit von Brita entfernt, aber einen Herzschlag später war die ganze „Leuchfeuer“ schon unerreichbar weit. Die „Siegerin“ ging mit einer unheimlich glatten und ruhigen Bewegung im Wind davon. Schon im nächsten Augenblick war auf der ganzen Welt keine Möglichkeit mehr, daß Brita herunter konnte. Vom Lande aus versuchten einige tollkühne Burschen ins Wasser hinein zur „Leuchfeuer“ zu kommen, auf der die Magd hinter der „Siegerin“ her schrie. Aber was konnte es für einen Sinn haben, auch noch ein zweites Boot auf diese Fahrt zu schicken? Der ganze Luftraum war jetzt wie von treibenden Rauchwolken erfüllt und in den Ohren der Leute staute sich's dick von dem Surren des vollen Sturms.

Man sah in der halben Finsternis gegen den schmuziggelben Streifen des Westhimmels das Boot noch eine Zeitlang. Es hatte wieder gedreht und trieb jetzt wohl vor dem Seeanker. So hatte es drei Meilen Raum zum Treiben hinter sich. Aber dann kamen die Außenschären. Die beiden mußten sich mit den Segeln durchkämpfen. Das Boot wurde rasch kleiner. Die Leute standen wohl noch eine Stunde lang. Das letzte, was man bemerkte, war, daß sie auf der „Siegerin“ die dichtgerefften Segel gesetzt hatten. Nun begannen sie den Kampf, der seit Menschenaltern im Nordlande immer wieder gekämpft werden muß — zu zweien im Sturm draußen.

Mit Vollmond-Vars wagte keiner zu sprechen. Der Bauer stand unbeweglich und starrte in die Ferne, wo

sich die letzten trüben Fetzen einer Sicht schon verworren durcheinanderschieben begannen. Nur der Schein des Leuchfeuers stach unbeweglich aus einer Stelle weit hinter einem treibenden Weltall heraus. Es war ja klar, daß es für das Boot nur eine einzige Rettung gab, nämlich wenn es ihnen gelang, gegen den östlichen Sturm in den Fjord hineinzukreuzen. Wenn die Sicht nur gut gewesen wäre, hätte man einem so guten Boot mit dieser Bemannung das Stück vielleicht zutrauen können. Nur — in der halben Finsternis war weder die Lage der Außenschären noch die der Riesenwand genau festzustellen, und mit dem Leuchfeuer als einzigem Richtungspunkt in der verwirrend treibenden Dunkelheit war ohne Kompaß nicht viel auszurichten, wenn der Wind drehte.

So stand Vollmond-Vars als ein dunkler Klotz in Dämmerung und Sturm und kam vor schweren Erwägungen nicht von der Stelle. Riesenhoch dunkelte die große Steinwand hinter ihm und sprang über den Grat hinweg zum unsichtbaren Hafen und zog sich meilenweit herum nach Nordwesten und war immer noch dieselbe drohende Wand am Fjordeingang, in den das abgetriebene Boot nach Stunden erst hineinkreuzen konnte. Der Haß des Toten war überall gegen ihn. Da stand nun der Bauer von der Sonnenseite und sah, wo er die ganze Zeit über in Wahrheit gewesen war. Der ältere Bruder, gegen den er alle Vorteile behauptet hatte, war tot, aber die Feindseligkeit der Toten steht wohl noch steinerner und unabsehbarer da als ein Bruder streit. Es wurde später als eine ungewöhnliche Sache erzählt, daß Vollmond-Vars kein Wort gesprochen und sich diese ganze Nacht hindurch nicht von der Stelle gerührt hätte.

Weit draußen aber wiegte sich die „Siegerin“ von einem grauen Wasserhügel zum andern in die zunehmende Dunkelheit hinein. Juch-es-brennt und das Mädchen hatten zuerst scharfe Arbeit, bis sie das Boot richtig in Fahrt hatten; denn einzelne Wogen fingen neben ihnen schon an, mit häßlichem Brausen weiß aufzuschäumen. Es war zwischen ihnen nicht viel gesagt worden. Als Juch das Mädchen hereinzog, sagte er ein grobes Schimpfwort, aber seine Augen lachten. Und als Brita stand und ihre zerschundene Hand leckte, sagte sie, nun bekäme sie Juchs Boot also doch noch zu sehen. Im übrigen war keine Zeit zu verlieren. Jeder dieser beiden wußte, daß es jetzt nur eine wichtige Sache gab: bei dieser Todesfahrt einen guten Bootskameraden am anderen zu haben. Nach dem Ufer konnten sie nicht zurücksehen. Die „Siegerin“ wirbelte mit ihnen herum, sobald die See richtig mit ihnen abging. Sie griffen zu. Der Treibsack kam über Bord und nun ruckte das Boot mit dem Kopf hübsch im Wind wie ein Fisch an der Angel und spaltete die Seen, daß es ein Vergnügen war. So konnte man arbeiten.

Brita mußte bei sich zugeben, daß die „Siegerin“ ihrer „Leuchfeuer“ ebenbürtig war. Und dann brachte Juch erst seine echte Bootsbauererfindung vor. Ja, da konnte man staunen. Aber den offenen Teil des Bootes ließ sich, von Latten getragen, eine Teerleinwand spannen, aus der man hinten am Ruder völlig eingeschürt herausstak. Freilich vorher mußten die Segel gerefft und neu gesetzt werden. Mit dem Treibanker gerieten sie schließlich in die Außenschären. So war eine halbe Stunde lang nicht viel Zeit, sich Gedanken zu machen. Dem tollen Juch war es innerlich schon längst nur noch ein Fest, Brita bei sich im Boot zu haben, und das Mädchen, das zuerst doch etwas unsicher gewesen war,

sah an den Augen des Jungen mit Wohlgefallen, daß sie schon wieder die Oberhand hatte. Aber das war für Brita eine neue, beglückende Art von Wohlgefallen. „Es ist bei dem Wind doch besser, daß man zu zweien ist“, das war das einzige, was Juch sagte. Brita meinte, er habe damals im Winter vom Hafenmeister bei der Fahrt zum Leuchtfeuer wohl nicht gerade viel Hilfe gehabt. Da lachten beide eine ganze Weile immer wieder.

Als sie Segel, nicht viel größer als eine Handfläche, gesetzt hatten, kam Juchs Teerleinwand über das Boot, und Brita wurde am Ruder eingepackt. Dann riß Juch den Treibsack herein, und sie bekamen das Boot wie einen Engel vor den Wind. Es zog jetzt fast ebenso schnell wie die Wasserhügel dahin, und wäre die Luft um sie herum nicht immer dunkler geworden, so hätte man es soweit ganz gemächlich gehabt. Juch kroch neben Brita unter die Decke und streckte nur den Kopf heraus. Seine Erfindung, die ihnen das Ausschöpfen ersparte, bewährte sich vorzüglich, wie er immer wieder feststellte. Und Brita besaß die bei einem Mädchen seltene Fähigkeit, eine so wichtige Feststellung jedesmal wieder mit derselben Aufmerksamkeit anzuhören und im Ernst zu bestätigen. So wiegte sich die „Siegerin“ neben immer größeren Wasserhügeln dahin. Der wahre Seegang würde ja erst draußen kommen. Wenn es nur sichtiger gewesen wäre! Rechter Hand konnten sie in der durcheinanderziehenden Dämmerung nur noch zeitweilig die Klippenlinie der „ertrunkenen Ruh“ erkennen, wenn die Wogen sie auch noch so hoch erhoben. Die Höhlungen der See dunkelten tiefschwarz um sie herum, und die Rämme begannen streifig im Meeresleuchten zu gleihen. Das Leuchtfeuer auf dem Felsen war schon merklich näher gerückt, wenn es von der Höhe der Seen aus vor ihnen erschien.

Aber das, was zu geschehen hatte, war nicht viel zu beraten. Sie mußten vor dem Wind bis querab vom Kopf der Ruh laufen und dann um die Spitze herum und schließlich in den Fjord kreuzen. Es war gut, jetzt noch zu essen. Juch holte sein Brot, in das zu beißen herrlich war. Sie waren ja fast ausgehungert. Sie sprachen bei dieser Mahlzeit, von der sie jeden Bissen auskosteten, nicht von dem, was beide mußten, daß diese einfache Sache mit dem Umlaufen der „ertrunkenen Ruh“, nämlich bei solcher Dunkelheit, ziemlich sicher zu einem beängstigenden Wagnis wurde. Wenn der Wind jetzt, wo es keine Sicht mehr gab, seine Richtung änderte, konnten sie mit dem einzigen festen Punkt des Leuchtfeuers gleichwohl den Kurs verlieren. Dieser Sturm aus ungewohnter Weltgegend weckte keine Instinkte der Gewohnheit in ihnen. Bei Westwind hätten sie den Kurs gerochen. Das mußte nun abgewartet werden. Das Leuchtfeuer rückte nur langsam vorbei. Im Dunkeln schätzt man die Zeit immer zu kurz.

Der Seegang wuchs aber in der Finsternis doch allmählich noch an. Sie waren wohl schon in dem großen Durcheinander der Strömungen, das an der Spitze der Landzunge immer herrscht. Sie berieten lange, ob sie jetzt wohl den Kurs ändern könnten, und jeder nahm die Meinung des andern so gewichtig, wie es sich unter guten Bootskameraden gehört. Sie zählten schließlich noch 10 Minuten ab und brachten das Boot dann an den Wind. Nun mußte sich zeigen, ob dies Vahinwiegen in der Finsternis sie am Leuchtfeuer vorbeitrag.

Die gewaltige Fahrt hatte gewiß schon über zwei Stunden gedauert, und sie spürten in der Spannung, die jetzt herrschte, zum erstenmal die Müdigkeit in allen Gliedern. Jetzt kam nun eine Entscheidung. Aber sie

merkten bald, daß der gespenstige Kampf ernstlich erst begann. Das Leuchtfeuer schien sich ihnen plötzlich merkwürdig rasch zu nähern, obwohl sie es nach ihrem Kurs immer weiter querab und hinter sich austauchen sehen mußten. Es erschien stets mehr nach vorne und plötzlich stand es, ohne mehr von den Seen verdeckt zu werden, wie hochgerückt da. Die Lampe schien unheimlich grell und gerade vor ihnen. Juch reckte sich hoch empor, um nach Brandung auszuspähen, während eine See das Boot emporhob. Da fühlte er sich in der Finsternis von Brita gepackt. Sie schrie durch den Sturm dicht an seinem Ohr und riß seinen Kopf halb nach rückwärts. Ganz weit und fern schimmerte da ein matter Lichtpunkt. Das könnte nur bei den fünf Höfen sein — dann jagten sie ja gerade auf die „ertrunkene Ruh“ los.

Brita hatte es zuerst begriffen. Brita zog Juch nieder und beide drückten das Ruder mit aller Macht herum. Juch hatte dabei das unheimliche Gefühl, daß die „Siegerin“ nicht mehr so leicht wendete, wie er es gewohnt war. Hatte der Meister hier so weit draußen keine rechte Macht mehr über seinen gespenstigen Helfer?

Damals flog zum erstenmal wie ein unheilverkündender Vogelschrei der Gedanke wieder durch Juchs Kopf, daß sie ja zu dritt hier waren — zwei im Boot und einer unten am Kiel — wenn das alles mehr als Gerede war. Und es war sicher mehr. Als sie auf dem andern Bug wieder brausend über die Wellen weg und in die schwarzen Höhlen hineinschnitten, jetzt genau von dem Leuchtfeuer weg, zog Brita den Jungen herunter, bis ihre Köpfe im Windschatten waren. Brita berichtete, daß es dicht bei den Klippen und dem Leuchtfeuer eine Stelle geben müsse, von der aus man die Fenster der fünf Höfe müsse sehen können. Brita hatte ja von ihrem Fenster aus jede Nacht das Leuchtfeuer gesehen. Der Wind mußte also schon seit einiger Zeit nach Süden gedreht haben. Oder, dachte Juch und preßte die Lippen zusammen, das Ding unterm Kiel begann jetzt Schwierigkeiten zu machen. Arme Brita! Man mußte hoffen, daß der tote Meister nicht darauf vergaß, sich auch noch weiter um den Arbeitsmann zu kümmern, den er für die „Siegerin“ hinter der Welt angeheuert hatte.

Es kam darauf an, wie weit der Wind gedreht hatte. Wenn die Finsternis anhielt, war nicht die geringste Möglichkeit, das mit Sicherheit festzustellen. Ja, jetzt begann der grausige Nordlandskampf der bloßen Fäuste und der Aderlegungen und der Haltbarkeit des Bootes mit der Macht von Meer und Sturm, und sie waren beide schon erschöpft und durchfroren. Aber es konnten trotzdem keine besseren zwei Leute im Boot sein, und dem Kampf war nicht auszuweichen. Beide wurden nach dem nun bereits Stunden währenden Auf- und Niedergehen des Bootes schon manchmal von der Erstarrung zwischen Wachen und Traum gepackt, in der man nicht mehr weiß, ob man es eigentlich selber ist, der handelt. Unterm Kiel, dachte Juch, segelt noch einer mit der Brita. Dann aber fing Brita an, im Windschatten geduckt, mit Juch zu plaudern. Sie war der beste Bootskamerad, den man sich denken konnte.

Diese langen Stunden waren ausgefüllt von immer denselben Versuchen, dem gespenstigen Trugspiel des Leuchtfeuers in der Dunkelheit zu entgehen. Wie weit sie auch in die brausende Nacht hinaussteuerten, immer wenn sie glaubten, nun müßten sie das Leuchtfeuer doch endlich passieren können, und es auf neuem Kurs, erbittert und mit steifen Lippen schon fluchend, beobachteten — immer war es das gleiche.

(Fortsetzung folgt)

BLICK IN DEN OSTEN

Die Sowjets im Völkerbund

Das größte politische Ereignis der letzten Wochen ist ohne Zweifel der Eintritt Sowjetrußlands in den Völkerbund. Zwei politische Kräfte, die sich noch vor kurzem nicht genug bekämpfen konnten, haben zusammengefunden. Diese Entwicklung war nur möglich durch die Annäherung Frankreich-Rußland. Von der französischen Seite ging auch die Anregung zur Aufnahme der Sowjetunion in den Völkerbund aus. Nicht weniger als 34 Staaten schlossen sich der Einladung Frankreichs an, und es muß zugegeben werden, daß das ohne Zweifel ein Achtungserfolg der Sowjets bedeutet. Die Aufnahme der Sowjetunion in den Völkerbund ist nichts anderes, als die Feststellung der Tatsache, daß die europäische und auch die Weltpolitik den Machtfaktor Rußland nicht mehr übergehen kann. Der Widerspruch gegen die Aufnahme in den Völkerbund beschränkt sich auf wenige kleine Staaten. Allein die Rede des schweizerischen Bundesrates Motta war geeignet, Wasser in den Wein zu gießen. Polen stimmte der Aufnahme der Sowjetunion bestimmt nicht mit Begeisterung zu. Allein die Einsicht, daß jeder Protest nutzlos ist, veranlaßte es, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Auf Ablehnung stieß Rußland ferner in den Lappokreisen Finnlands und besonders bei der finnischen Studentenschaft, die die Aufnahme der Sowjetunion in den Völkerbund dadurch begrüßte, daß sie sämtliche Flaggen auf Halbmaß setzen ließ.

Die Sowjetpresse verhielt sich zunächst sehr zurückhaltend. Der Eintritt in den Völkerbund zeige, wie sehr die internationale Bedeutung der Sowjetunion gestiegen sei und daß die Großmächte die Rolle der UdSSR als Friedensfaktor erkannt hätten. Hervorgehoben wird, daß sich die Sowjetunion nach wie vor auf ihre eigenen Kräfte, auf ihre eigene wachsende wirtschaftliche und militärische Macht und auf die Sympathien der werktätigen Massen der ganzen Welt verläßt. Sie tritt in den Völkerbund als der Staat des siegreichen Proletariats ein, bleibt ihren Bestrebungen und Idealen treu und verzichtet auf keine der besonderen Eigenheiten. Die Sowjetunion trete in den Völkerbund ein, nachdem die objektive Sachlage und die Zusicherung der Mehrheit der Mitglieder des Völkerbundes Grund zu der Annahme gegeben haben, daß die derzeitige Form der internationalen Zusammenarbeit es der Sowjetregierung erlaube, noch aktiver und noch energischer für die Erreichung der Ziele zu kämpfen, denen sie zustrebt. Das heißt, der Organisierung des Weltfriedens und eines wirksamen Kampfes für die Sicherheit und gegen Kriegsgefahr.

Um den Minderheitenschutz

In die letzten Sitzungen des Völkerbundes brachte Polen dadurch einige Bewegung, daß es seine Mitarbeit an der Behandlung von Fragen des Minderheitenschutzes ablehnte. Die Verpflichtungen bezüglich des Minderheitenschutzes sind bisher nur für einige Staaten bindend, unter denen sich Polen befindet. Es empfindet die Aussicht der Großmächte als eine Art von Kuratel. Jeder Angehörige einer Minderheit in Polen ist bereits durch die Verfassung und die übrige Gesetzgebung hinreichend geschützt, und Polen könne es nicht zulassen, daß ein Zustand herrsche, der jedem Minderheitsangehörigen in Polen ein Unrecht auf den Schutz des Völkerbundes verleih, während der in einem anderen Staate lebende Pole diesen Schutz nicht genießt. Das habe in der Praxis dazu geführt, daß der Minderheitenschutz des Völkerbundes ein Werkzeug des Druckes der einen Staaten auf die anderen wurde. Maßgebende polnische Politiker haben erklärt, daß Polen eher aus dem Völkerbund austrete, ehe es zum System der einseitigen Kontrolle durch den Völkerbund zurückkehre. „Wir bleiben bei unserem Entschluß und sind bereit, alle sich daraus ergebenden Konsequenzen zu

tragen. Wir haben zwölf Jahre darauf gewartet, uns von dieser Kontrolle zu befreien. Die Minderheitenschutzverträge sind uns gegen unseren Willen zu einer Zeit aufgezwungen worden, als wir um unser Dasein kämpften. Jetzt ist der Augenblick gekommen, in dem wir der Welt zeigen müssen, daß wir weiter die Einmischung Fremder in unsere Angelegenheiten nicht dulden werden. Die Lage der Minderheiten wird dadurch nicht verschlechtert, sie sind ja durch die Verfassung geschützt.“

Die Judenfrage im Osten

Die „Gazeta Warszawska“, das Hauptorgan der nationaldemokratischen Opposition, macht der polnischen Regierung in einem Leitartikel den Vorwurf, daß sie die Bildung der militärisch aufgezogenen Organisation der Zionisten „Brith Trumpeldor“ dulde, und meint, daß die polnische öffentliche Meinung dies mit Entrüstung sehe. Ebenso würde sie sich darüber entrüsten, wenn etwa die deutsche oder die ukrainische Minderheit solche halb-militärischen Organisationen errichten würden. Die Regierungspartei habe bisher das jüdische Problem mit Schweigen übergangen, wie sie auch die Tätigkeit des „Trumpeldor“ in Polen mit Schweigen übergehe. Eine solche Einstellung sei aber auf die Dauer nicht möglich, und es werde einmal eine klare Stellungnahme in der Judenfrage genommen werden müssen. An anderer Stelle schreibt das Blatt, daß nach Berichten in der Warschauer jüdischen Presse vor kurzem in Otowocł bei Warschau ein Schulungskursus für 292 Instrukteure der Trumpeldor-Organisation des Warschauer Kreises verbunden mit militärischen Übungen stattgefunden hätte. Das Blatt weist darauf hin, daß nach dem neuen polnischen Vereinsgesetz Vereine, die sich nach dem „Grundsatz unbedingten Gehorsams gegenüber den leitenden Vereinsorganen“ organisieren und die ihre Mitglieder „einer körperlichen Schulung mit politischen Zielen“ unterziehen, nicht mehr gegründet werden dürfen. Zum Schluß wird die Frage gestellt, ob etwa der zionistische „Brith Trumpeldor“ einen unpolitischen Charakter habe.

Die rechtsoppositionelle „Gazeta Warszawska“ hat bei ihren Angriffen gegen die Juden in Polen eine unerwartete Hilfe von Seiten des konservativen „Czas“ erhalten, der dem Regierungslager angehört. In einem Artikel „Bemerkungen zur jüdischen Politik“ schreibt dieses Blatt, daß die „Juden sich davon Rechenschaft geben müssen, daß der Antisemitismus unzweifelhaft in Polen sehr stark ist, unerhört tiefgehend, und daß man nicht sagen kann, daß dies bloß ein Resultat der nationaldemokratischen Agitation ist. Die antisemitischen Strömungen sind in der ganzen polnischen Jugend, die zum Regierungslager gehörende Legion der Jungen inbegriffen, ungewöhnlich stark, sie sind ebenso stark in den kleinen Städten im Bürgertum, unter den Bauern. Am wenigsten sind sie in den sogenannten höheren Schichten zu bemerken, aber auch dort fehlen sie nicht ganz, und man darf sich auch nicht einen Augenblick darüber täuschen, daß sie auch im Regierungsblock vorhanden sind. Selbst unter seinen hervorragendsten Männern nimmt die antisemitische Gesinnung immer mehr zu“.

Der Kommandant der Stadt Schaulen hat sämtliche jüdische Organisationen in seinem Amtsbezirk verboten. Diese Maßnahme ist eine Folge der wiederholten Schlägereien zwischen jüdischen und litauischen Jugendverbänden. Von litauischer Seite wurde wiederholt erklärt, daß es zu diesen Ausschreitungen nur infolge des herausfordernden Verhaltens eines der jüdischen Verbände gekommen sei. Wie verlautet, sollen in Litauen noch weitere Verbote jüdischer Organisationen bevorstehen, nachdem es in den letzten Tagen in einer ganzen Reihe von Provinzstädten ebenfalls zu Tumulten gekommen ist.

BUCHBESPRECHUNGEN

Die sechs Bücher des Monats September

Alfred R o t z : **Führen und Folgen.** Ein Katechismus für den Hitlersoldaten. — E. Voggenreiter Verlag, Potsdam. Preis brosch. RM 1,20, geb. RM 1,80.

Albert R e i c h : **Vom 9. November 1918 zum 9. November 1923.** Die Entstehung der deutschen Freiheitsbewegung. Mit über 200 fast unbekanntem Bild-dokumenten. — Franz Eher Verlag, München. Preis geb. RM 3,50.

Alfred R a r r a s c h : **Parteigenosse Schmiedecke.** Roman. — Verlag Zeitgeschichte, Berlin. Preis geb. RM 4,80.

Hans Friedrich B l u n c k : **Der Trost der Wittenfru.** 17 ausgewählte Märchen. — Inselverlag, Leipzig. Preis RM 0,80.

Edwin Erich D w i n g e r : **Zug durch Sibirien.** — Eugen Diederichs Verlag, Jena. Preis RM 0,80.

Wilhelm S c h ä f e r : **Die dreizehn Bücher der deutschen Seele.** — Albert Langen/Georg Müller Verlag, München. Preis geb. RM 4,80.

Es ist ein glücklicher Gedanke der Reichsschrifttumsstelle beim Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, allmonatlich den deutschen Volksgenossen sechs Bücher zu empfehlen. Werke aller Gebiete werden dabei herangezogen. Am stärksten wird naturgemäß immer das dem Dritten Reiche gemäße dichterische Schaffen berücksichtigt. Dem deutschen Schrifttum wird mit dieser verantwortungsbewussten Propaganda, in deren Dienst sich alle Faktoren der deutschen Öffentlichkeit gestellt haben, ein nicht zu unterschätzender Dienst erwiesen.

Die Auswahl der Bücher des Monats September steht, was nicht weiter verwunderlich ist, im Zeichen des Nürnberger Parteitages.

„Führen und Folgen“, ein Katechismus für den Hitlersoldaten, von Alfred R o t z wendet sich an die Männer der SA und SS, denen Adolf Hitler in Nürnberg erneut den Ruhmestitel der „Garanten der nationalsozialistischen Revolution“ zuerkannte. In prächtigen, ehrlichen Worten rühmt der Verfasser an die Grundfesten des politischen Soldatentums, wie es die SA und SS erstmalig verkörpern. Echter Frontkämpfergeist wird beschworen, der dem jungen, um die Gemeinschaft ringenden Hitlersoldaten immer Vorbild sein soll und kann. Die edle Form des Werkes macht es zu einem schönen Geschenkwerk für jeden Angehörigen der SA, SS und HJ, überhaupt für jeden innerlich soldatlichen Menschen. —

Immer wieder stößt man auf die bedauerliche Tatsache, daß die Einzelheiten der Frühzeit der nationalsozialistischen Bewegung den wenigsten geläufig sind. Diesem Mangel abzuhelfen ist kaum ein Werk so geeignet wie das Buch des Münchener Kunstmalers und alten Streiters Albert R e i c h : „Vom 9. November 1918 zum 9. November 1923.“ Reich ist in diesen Jahren ein enger Mitarbeiter Adolfs Hitlers und Dietrich Eckarts gewesen. Aus eigener Anschauung heraus ist er besonders berufen, den Gang der Ereignisse und den ersten Abschnitt des nationalsozialistischen Kampfes in einem einzigartigen Bildmaterial uns vor Augen zu führen. (Den Text schrieb O. K. Achenbach.) Kaum bekannte Aufnahmen des Führers wechseln mit Fotos seiner Getreuen und der ersten Sturmabteilungen, Widergaben der berühmten Flugblätter Dietrich Eckarts mit treffenden Dokumenten unserer tiefsten Erniedrigung. Es ist unmöglich, die Reichhaltigkeit des Werkes auch nur anzudeuten. Jeder, dem sein Bekenntnis

zum Nationalsozialismus nicht nur Phrase ist, überzeuge sich selbst!

SA und SS haben ihren dichterischen Ausdruck gefunden, Schenzingers „Hitlerjunge Quex“ verkörpert edelsten Einsatz deutscher Jugend. In dem Roman „Parteigenosse Schmiedecke“ von Alfred R a r r a s c h findet der unbekannt nationalsozialistische Betriebspionier sein literarisches Denkmal. Großes haben sie geleistet, die Vorkämpfer deutschen Arbeitertums in den Fabriken, von deren mühseliger Kleinarbeit nur wenig in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Neben der marxistischen Verhetzung der Arbeitskameraden mußte der Kampf der ersten NSBO-Deute, als deren Typ Schmiedecke erscheint, auch der Verständnislosigkeit der Werkleiter gelten. Ein Ingenieur, der Parteigenosse ist, aber sich noch nicht von den Schlacken bürgerlicher Laubheit lösen konnte, wird erst durch das Beispiel des Arbeiters zum echten Kämpfer für seine Weltanschauung. Die Schwierigkeiten, die das Versagen des an sich gutwilligen Generaldirektors hervorruft, werden erst durch dessen Sohn beendet, der, Ingenieur und SA-Sturmführer, den neuen Geist in die Fabrikbürokratie trägt. Es gelingt dem Autor, in sehr lebendiger Weise das Schicksal eines großen Werkes im Umbruch der Nationalsozialistischen Revolution glaubwürdig darzustellen. —

Wie ein Wunder ist es, daß in unserer technisierten Zeit noch Märchen entstehen. Hans Friedrich Blunck ist dieser Wundermann, dem es gelingt, die Nüchternheit des Tages zu durchbrechen und mit einer Unzahl kleiner „Unterirdischer“ zu bevölkern. Bluncks Werk knüpft an echtes niederdeutsches Volksgut an. Es ist die schönste und tiefste Form des Kunstmärchens, die wir heute haben. Es wäre nur zu wünschen, daß der erwachsene, religiös und mythisch gebundene Mensch es wieder lernt, Märchen zu lesen und sich an Märchen zu erbauen. Die kleine Auswahl „Der Trost der Wittenfru“ der Inselbücherei ist hervorragend geeignet, ihm einen Eindruck von der Art Blunckschen Märchenschaffens zu vermitteln. —

Die Weltgeschichte wird einmal feststellen, daß die sibirische Tragödie der weißrussischen Armee 1919/20 alle Ausmaße bisherigen Geschehens in den Schatten stellt. Wer einmal Edwin Erich D w i n g e r s sibirisches Tagebuch „Zwischen Weiß und Rot“ in der Hand gehabt hat, nimmt einen unausföhllichen Eindruck mit von der brutalen Vernichtung und dem sinnlosen Auslöschen Hunderttausender von Menschenleben. Die „Deutsche Reihe“ des Diederichs-Verlages bringt einen Abschnitt des ungeheuren D w i n g e r s c h e n Gemäldes, „Zug durch Sibirien“. Eine der erschütterndsten Phasen ist hier herausgegriffen. Wohl jedem Leser wird die dumpfe Ahnung aufsteigen, welch unermeßliches Blutvergießen ein bolschewistischer Bürgerkrieg auch dem deutschen Volke gebracht haben würde. —

Schon mancher deutsche Dichter hat sich an der Gestaltung deutscher Geschichte versucht. Nur wenigen ist es gelungen, dem Geschehen der Vergangenheit echtes Leben einzuflöhen. Wenn aber ein Werk deutscher Geschichtsschreibung durch einen Dichter Ruhm und Verbreitung verdient, so sind es Wilhelm S c h ä f e r s „13 Bücher der deutschen Seele“. In wichtigen, ehernen Blöcken steht das geschichtliche Werden da. Kein Wort ist zuviel. Ein gehämmertes, zuchtvoller Stil, den nur das Lebendigwerden der Ströme vergangenen Geschehens in einer echten Dichterseele hervorbringen konnte. Wilhelm Schäfer schreckt vor Einseitigkeiten nicht zurück, und doch spürt man auf Schritt und Tritt das Verantwortungsbewußtsein des deutschen Mannes. Wie kein zweites Geschichtswerk ist dieses Buch geschaffen, in freiem Vortrag auf Heimabenden und Fahrten der HJ oder in den Kameradschaftshäusern der Studenten das Ohr der Zuhörerschaft zu gewinnen. —

mo.

Carl Voewe

Im Universitätsverlag Ratsbuchhandlung Bamberg, Greifswald, erscheint unter dem Titel „Pommernforschung“ eine Reihe von Schriften zur pommerschen Kulturgeschichte. Erfreulicherweise ist jetzt in dieser Sammlung auch die Abhandlung von Prof. Dr. Engel, Greifswald, über Carl Voewe erschienen (Preis 1,60 RM), die im April 1934 durch die Zeitschrift „Musik in Pommern“ schon dem Kreis der Fachgenossen bekannt wurde, nun aber der Allgemeinheit zugänglich gemacht wird.

Prof. Engel, der verdienstvolle Musikfachberater in der Landesverbandsführung Pommern des Reichsbundes Volkstum und Heimat, krönt seine zahlreichen bisherigen Arbeiten zur pommerschen Musikgeschichte durch diese erste wissenschaftlich einwandfreie, vollständige Beschreibung der Werke des Stettiner Musikdirektors Voewe. In geradezu vorbildlicher Art ermöglicht uns der Verfasser, darüber hinaus Vergleiche mit den Kompositionen von Zeitgenossen Voewes, so daß wir nicht nur einen vollständigen Ein- und Überblick über Voewes Schaffen, sondern zugleich auch die Kenntnis der stilistischen Beziehungen zwischen Voewe und seinen Zeitgenossen gewinnen können. Die Beurteilung der lyrischen Kompositionen Voewes erscheint uns u. Scharf. ri.

Stralsund

Am 31. Oktober begeht die ehrwürdige Stadt am Strelasund, 1234 zum ersten Male urkundlich erwähnt, die Feier ihres 700jährigen Bestehens. Tausende werden sich in diesem Jahre an der mittelalterlichen Schönheit dieser alten Hansestadt begeistert haben — Tausende werden sie als Cruz echten Deutschtums in Erinnerung behalten. Allen aber sei das vom Deutschen Kunstverlag, Berlin, herausgegebene Bildwerk „Stralsund“ warm empfohlen, dessen Text Fritz Adler, Direktor des Stralsunder Heimatmuseums, schrieb. Herrliche Aufnahmen der Staatlichen Bildstelle lassen beides: architektonische Schönheit und Reichtum an Kunstwerken mit seltener Eindringlichkeit erkennen. Das geschriebene Wort führt den Leser durch die Geschichte der Stadt, seiner Bauten und seiner vielen Kunstschätze, die zusammen „bildhafter Ausdruck vergangenen und gegenwärtigen Schicksals“ sind. ri.

Die rassistischen Grundlagen des deutschen Volkstums

Es wäre zu wünschen, daß jeder Deutsche diesen knappgefaßten, aber inhaltsreichen Band von 64 Seiten, dessen Verfasser der bekannte Breslauer Rassenkundler Egon Jehr, von Eickstedt ist, lesen möchte. Von Eickstedt geht in seinen Ausführungen vom Sinn und Wert der Rasse aus, klärt die Unterschiede und Übereinstimmungen von Rasse, Volk und Nation, um danach die Bedeutung der politischen und weltanschaulichen Rassenlehre darzulegen. Nach einer Aufzählung der heute in Deutschland vertretenen Rassen behandelt er die Entstehung des deutschen Volkes von der Urzeit bis zur Gegenwart. Im Schlussskapitel wird die „deutsche Zukunft“ nach bevölkerungspolitischen und erbhhygienischen Gesichtspunkten erörtert. Es ist eine offene und warme Sprache, die von Eickstedt spricht — wert, von vielen, ja von allen Deutschen in ihrer Bedeutung restlos verstanden zu werden. Erschienen in der Reihe „Schriften zur völkischen Bildung“, Verlag Hermann Schaffstein, Köln, Preis brosch. RM 0,40, geb. RM 0,80 ri.

Erbkrankheit und Weltanschauung

Unter obigem Titel erschien im Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen ein aufschlußreiches Bändchen von Heinrich Wichern (Preis RM 1,35). In überzeugender Klarheit setzt sich der Verfasser mit den Forderungen und der wissenschaftlichen und weltanschaulichen Begründung des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ auseinander. Man muß das Buch mit viel Interesse und Gewinn lesen, zumal das genannte Gesetz

weitgehend in das zukünftige Leben unseres Volkes eingreift. Es übergibt dem Arzte schwerwiegende Verantwortung, die aber notwendig ist zur Heranbildung starker Geschlechter. In diesem Rahmen erörtert Wichern die religiös-sittliche Berechtigung des staatlichen Gesetzes. ri.

Vererbung und Rasse

Wer sich durch methodischen Selbstunterricht in den verzweigten Fragenkomplex der Rassenkunde vertiefen will, dem sei das in Erscheinen begriffene Unterrichtswerk von Walter Lehmann „Vererbung und Rasse“ empfohlen, das vom Rüstinschen Lehrinstitut, Potsdam, herausgegeben wird. Das Werk soll ungefähr 8 Briefe umfassen, deren erster uns vorliegt und die Vererbungslehre behandelt (Preis RM 0,90, Verlag Bonnek & Hachfeld, Potsdam). Die Methode Rüstin liegt bekanntlich darin, daß sie in ihren Unterrichtsbriefen den Wissensstoff nicht nur vorträgt, sondern den Leser zur gründlichen Mitarbeit nötigt. Sie vermittelt nicht nur bloßes theoretisches Wissen, sondern führt in die vielen erbgundheitlichen und rassenkundlichen Fragen des Lebens, des Volkes ein. Die Gestaltung des Stoffes setzt größere Vorkenntnisse nicht voraus, sie ist klar und im besten Sinne allgemeinverständlich. ri.

Erb- und Rassenkunde

Es ist in den letzten Jahren viel über den großen Fragenkomplex der Rassenkunde geschrieben worden — ja, man kann sogar behaupten, daß durch die mancherlei Schriften das Gebiet der Rassenkunde sich teilweise noch vermehrter gestaltet hat. Zu begrüßen ist aber das Buch von E. Meyer und W. Dittrich, das in verständlicher und schulmethodischer Darstellung die Fragen der Vererbungslehre und Rassenkunde behandelt. Alle bevölkerungspolitischen Maßnahmen der Jetztzeit dienen bekanntlich der Aufartung des deutschen Volkes. Erbgundheitspflege ist daher ein notwendiges Gebiet nicht nur der Gegenwart, sondern auch der Zukunft. Gerade die Jugend muß immer wieder auf die Forderungen der Rassenpflege gestoßen und zur Erkenntnis ihrer lebenswichtigen Bedeutung angeleitet werden. Hier wird besonders das Buch dem Lehrer wertvolle Hinweise geben können, seinen Unterricht interessant und verständlich zu gestalten. (Erschienen im Verlag Ferdinand Hirt, Breslau, Preis RM 2,50.) ri.

Flugmodelle

In der heutigen Zeit, aus der das Flugzeug in seiner vielartigen Bedeutung nicht mehr hinwegzudenken ist, müssen wir doppelt die Bemühungen des Verlages C. J. E. Volkmann, Berlin-Charlottenburg, begrüßen, der laufend wirklich gute Baupläne flugfähiger Modelle herausbringt.

Vor uns liegen der 10. und 11. Bauplan. Ersterer, von Bruno Horstnacke und Paul Wächter, behandelt die Herstellung von Drachen und Seglern. Es ist ein Zug der Zeit, daß die Jugend heute kaum noch die alten Schwanzdrachen baut, sondern Drachen in Flugzeugform, die selbsttätige Segelflüge auszuführen imstande sind. Beide hier angeführten Modelle, die übrigens mit ganz einfachen Mitteln zu bauen sind, werden wie Drachen mit einer Schnur gestartet und können in der Luft durch eine einfache Vorrichtung von der Schnur gelöst werden. (Preis RM —,80.)

Der 11. Bauplan von H. J. V. Schelchasse behandelt den Bau eines Schnellflugzeuges. Das Modell erreicht bei Einbau des Betriebes eine Streckenleistung bis zu 450 Meter. Die guten Flugeigenschaften und die Verstellluftschrauben ermöglichen es, Strecken-, Steig-, Kunstflüge und auch Schleppflüge mit einem angehängten Segelflugmodell auszuführen. (Preis RM 1,20.) er.

Wagel im Glück

Ein seltsamer Roman, den der junge Gustav Schenk geschrieben hat — seltsam dieser Wagel, dieser Wanderer durch Moor und Wälder. Man denkt an das alte Märchen

„Hans im Glück“ — und doch ist dieser Pagel, dieser glückliche Pagel, der zuletzt irgendwo im Moore endet, eine ganz andere Gestalt. Wie er seine Straße zieht, Freundschaft und Liebe zu Menschen und Tieren und Pflanzen empfindet, wie es ihn nirgends hält, bis sich das Schicksal erfüllen will, darin offenbart sich das erdenferne Leben dieser „Eulenspiegel“-Natur. Vielleicht ist er ein Narr — vielleicht ein Mensch wie viele andere! Erhaben die Sprache des Romans. Kraft atmet sie aus und den reinen Hauch, den die Welt der Wälder und Moore schenkt. — Verlag Carl Schünemann, Bremen. er.

Gott und seine Bauern

Seinz Rückelhaus wurde durch seinen Roman „Der arme Teufel“ bekannt, der die Frucht seiner Vergarbeiterzeit im Ruhrgebiet ist. Nun liegt sein zweites Buch vor: „Gott und seine Bauern“ (Wilh. Gottl. Korn-Verlag, Breslau, geb. RM 4,50, kart. RM 3,20.) Es ist ein Bauernroman im schönsten Sinne, der weitab einer gewissen Konjunktur-Bauernliteratur steht. Rückelhaus ist heute Siedler in Ostpreußen, der erkannt hat, daß das Bauernleben so gar nichts Romantisches hat, sondern daß in ihm die blutvolle Wirklichkeit unverfälscht pulst. Und darin liegt der große Wert des Buches, daß der Verfasser uns mit seltener Kraft in das ursprüngliche Wesen, in das Menschliche schlechtthin des deutsch-masurischen Volksstammes führt. Man muß diese Bauern in ihren Stärken und Schwächen und mit ihrem naturnahen Denken lieb gewinnen.

ri.

Wie sieht der Krieg von Morgen aus?

Von Rocco Moretta, Mailand. (Deutsche Übersetzung von Theodor Lücke bei Rowohlt, Berlin.)

In fesselnder Weise setzt sich der Verfasser mit den heute herrschenden Kriegstheorien und ihren Verkindern auseinander. Er untersucht der Reihe nach die Wirkung der verschiedenen Waffenarten. Besonders eindrucksvoll für uns Deutsche sind seine Betrachtungen über die Luftwaffe, die uns der Versailler Vertrag verboten hat und gegen die uns nur unzureichende Abwehrmaßnahmen zugestanden sind. Klar wird vor Augen geführt, daß in einem Zukunftskrieg die Zivilbevölkerung in den Kriegsschauplatz einbezogen wird. Da Moretta keine Phantasiemalerei malt, sondern von den Erfahrungen des Weltkrieges und der heutigen Waffentechnik ausgeht, kann das Studium dieses Buches allen, die sich für Wehrfragen interessieren, warm empfohlen werden. mo.

„Die Straße“

Eine der großzügigsten Planungen des neuen Reiches ist das Netz der Reichsautobahnen. Um den Gedanken der Reichsautobahnen und gleichzeitig das gesamte Straßenwesen des Reiches zu fördern, hat der Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen eine eigene Zeitschrift ins Leben gerufen, die im „Volk und Reich-Verlag“, Berlin, erscheint und die die Straße als Ausdruck ihrer Landschaft und Ausdruck deutschen Wesens sieht. „Die Straße“ reiht sich in der gesamten Ausstattung in die Reihe der besten deutschen Zeitschriften moderner Prägung ein. Sie erscheint zweimal monatlich. Preis des Einzelheftes RM 1,—. vr.

**Die neuen Herbstmoden
sind eingetroffen**

Fertige Kleidung

für Damen, Herren und
Kinder u. alle modischen
Kleinigkeiten

Die neuen Stoffe
Die neuen Farben
Die neuen Webarten

Portofreier Muster-Versand
aus allen Abteilungen für
unsere auswärtig. Kunden

Gebrüder Horst

Stettin Paradeplatz
Gr. Wolfweberstr.

Die Städtische Handwerkerschule Stettin

(Kunstgewerbeschule) vermittelt als **Meisterschule des pommerschen Kunsthandwerks** geschmackliche, technische und künstlerische Weiterbildung auf handwerklicher Grundlage.

Unterstufe: Meisterschule. **Oberstufe:** Künstlerische Entwurfsklassen.
Abteilungen: Tischlerei und Innenausbau - Steinbildhauerei, Bau- und Gefäßkeramik - Dekorationsmalerei - Gebrauchsgraphik u. Werbekunst-
Textil und Mode (Handweberei, Damenschneiderei, Kostümentwurf)
Semesterbeginn April und Oktober. Schülerheim 1
Prospekt und Auskunft durch das Sekretariat, Grünhofer Marktplatz 3

In Pommern wohnt man am besten:

Stettin: Auguste-Viktoria-Hospiz
Grüne Schanze 6. Fernruf 30885

Bad Polzin: Kurhaus Johannisbad
Fernruf 63

Rummelsburg i. Pom.: Pommerscher Hof
Fernruf 279

Wenn Koks -

dann Stettiner Kammerkoks

Hoher Heizwert - druckfest - lagerbeständig - leichtes Anheizen - gleichmäßiger Abbrand - der Feuerung angepaßte Korngröße • Lieferung direkt durch uns oder zu gleich günstig. Preisen durch den Stettiner Kohlenhandel • Heiztechnische Beratung durch Fachingenieure kostenlos

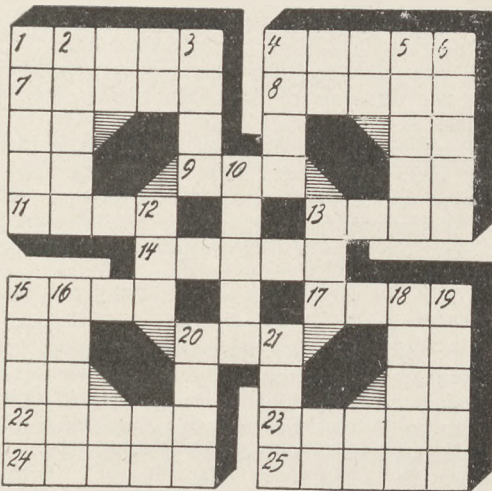
STÄDTISCHE WERKE A.-G.

STETTIN, FERNRUF 35441



RÄTSEL

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Stadt in Polen, 4. Herbstblume, 7. Zeitabschnitt (Mehrz.), 8. Jagdgöttin, 9. Laut, 11. Berater Wallensteins, 13. Edelmetall, 14. kaufm. Ausdruck, 15. nordisches Göttergeschlecht, 17. Körperteile, 20. ausgestorbene Rinderart, 22. Gipfel der Berner Alpen, 23. Heideblume, 24. Wurfspeiß, 25. ausländische Münze.

Senkrecht: 1. römischer Kaiser, 2. Saiteninstrument, 3. Tierbehaufung, 4. Hafenstadt in Arabien, 5. Himmelsbote, 6. reizend, schnell, 10. Himmelsgegend, 12. Nebenfluß der Donau, 13. portugiesische Besitzung in Vorderindien, 15. Singvogel, 16. Hauptstadt von Bulgarien, 18. Postwertzeichen, 19. bekannte Benediktinerabtei Oberbayerns, 20. banktechnischer Ausdruck, 21. Wassergrenze.

Bilderrätsel



Zahlenrätsel

1	2	3	4	5	6	7	8	Deutscher Kanzler
9	10	5	4	9	11			Prüfung
12	13	14	15	16	5	11	3	Luftfahrtgesellschaft
17	18	12	2	5	15	16		Riese
5	19	20	9	11	15			Zeit vor Weihnacht
6	5	21	13	11	22	9		Salat
19	18	1	9	6	4	5	11	Hunderasse
3	7	16	23	5	19	6	18	Reiterabteilung
15	16	9	18	19	18	6		männl. Vorname
18	4	11	2	1	13	3		Berkehrsmittel
12	18	17	1	13	7	16		Schiffstagebuch
21	6	9	3	1	24	15	9	Kirchenältester

Jede Ziffer bedeutet einen bestimmten Buchstaben. Die erste senkrechte Zifferreihe nennt die Namen zweier pommerischer Städte.

Auflösung der Rätsel aus dem September-Heft

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. Koblenz, 7. Jaros, 8. Eid, 10. Motta, 11. Midas, 13. übel, 14. Kadett, 15. Regal, 17. Rue, 19. Rente, 21. Tod, 23. Staub, 25. Eleate, 27. Bali, 29. Rinde, 30. Nonen, 31. See, 32. Niete, 33. Breslau.

Senkrecht: 1. Kaiser, 2. Ortel, 3. Boa, 4. Le, 5. Reid, 6. Jider, 7. Job, 9. Datum, 10. Münster, 12. Stettin, 11. Malta, 14. Rante, 16. Seife, 18. Solis, 20. Suboea, 22. Deneb, 24. Bantu, 26. Aber, 28. Lee, 30. Nil.

Bilderrätsel

Man muß sich mit dem Brote behelfen, bis man Fleisch bekommt.

Verlagsort: Stettin - Hauptschriftleitung: Breite Straße Nr. 51, III, Eingang Jakobikirchplatz - Fernruf 28295/97 - Verantwortlich für den Textteil: Hauptschriftleiter Günter Oeltze von Lobenthal, Berlin; ständiger Stellvertreter: Odo Ritter, Stettin, zugleich verantwortlich für Kulturelles, Unterhaltung und Buchbesprechungen; verantwortlich für Wirtschaft und „Blick in den Osten“: Walter Treichel, Stettin; verantwortlich für den Anzeigenteil: Hauptwerbeleiter Wilhelm Rode, Stettin - Sprechstunden: Täglich, außer Sonnabend, von 11-12 Uhr - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen - Rücksendung nur gegen Rückporto. DA. III Vj. 10000.

Wirb

für das

Bollwerk

ALTHEIDE BAD

Töchterheim zur Linde

Erziehung i. S. unseres Führers
Herzlich frohes Familienleben
Kurgebrauch / Erholung
Prosp. durch Frau Dir. Weber

Bopparda.Rh. Mainzer

Str. 24
Haushalt.-Pens. Geschw. Müller
Gute Ausbildung, mäßige Preise

Paul-Gerhardt-Stift Diakonissenmutterhaus Berlin N 65 Müllerstr. 56-58

1. Kindergärtnerinnen- u. Hortnerinnenseminar mit staatl. Abschlußprüfung. Eintrittsbedingungen: Vollend. 17. Lebensjahr, Abschlußzeugnis einer Mittelschule oder eines Lyzeums, Nachweis hauswirtschaftlicher Kenntnisse. Aufnahme Ostern. Internat und Externat. Näheres im Prospekt.
2. Seminar = Vorkursus zur Vorbereitung auf die Mittelschulprüfung. Dauer 1 Jahr.
3. Haushaltungsschule, staatl. anerkannt, für junge Mädchen von 14 bis 18 Jahren. Aufnahme Ostern und Oktober. Lehrgang 1 Jahr. Näheres im Prospekt.
4. Haushaltungspflegerinnenseminar mit staatl. Abschlußprüfung. Eintrittsbedingung: 20. Lebensjahr. Aufnahme Ostern. Lehrgang 1 Jahr. Näheres im Prospekt.
5. Halbjähr. hausw. Sonderlehrgang für Abiturientinnen. Näheres im Prospekt.



POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

KÖSLIN STETTIN STRALSUND

Die provinziellen Heimstätten sind die Organe der staatlichen Wohnungspolitik. Dieser Aufgabe gemäß dient die Pommersche Heimstätte auf gemeinnütziger Grundlage dem wichtigen Ziele, den deutschen Volksgenossen wieder mit der Scholle zu verbinden durch Schaffung von Eigenheimen, Nebenberufssiedlungen und Wirtschaftsheimstätten. Sie stellt ihm hierfür ihre über ein Jahrzehnt reichende Erfahrung und finanzielle Hilfe zur Verfügung.

Der einzelne Siedlungswillige ebenso wie die Gemeinden und die Gemeindeverbände wenden sich daher mit ihren Bauabsichten und Siedlungsplänen an die

POMMERSCHE HEIMSTÄTTE G. M. B. H.
PROVINZIELLE WOHNUNGS- UND KLEINSIEDLUNGSTREUHANDSTELLE

in Stettin
Händelstraße 17

in Köslin
Danziger Straße 55

in Stralsund
Badenstraße 8



bringen Ihnen Ihre Spareinlagen bei uns: Größte Sicherheit, gute Verzinsung und das Bewußtsein, damit beigetragen zu haben, Not und Arbeitslosigkeit zu lindern. Wer bei uns spart, nutzt sich selbst und den andern.

Städtische Sparkasse zu Stettin

Nebenstellen:

Magazinstraße Nr. 1

Moltkestr. 12 — Am Bollwerk 12-14 — Falkenwalder Str. 189 — Gießereistr. 23 a — Hohenzollernstr. 9 — Kreckower Str. 69 — Pölitzer Str. 58 — Nebenstelle Schlachthof, Am Dunzig 1-8

Landschaftliche Bank der Provinz Pommern

Anstalt
öffentlichen
Rechts

Zweig-Institut der Pommer-
schen Landschaft
Amtliche Hinterlegungsstelle
für Mündelvermögen



STETTIN
Paradeplatz Nr.40
Fernspr.-Sammel-Nr 254 21
Postsch.-Kto. Stettin Nr 1436

Ausführung aller bankmäßigen
Geschäfte

Führung von Banksparkonten

Vermietung von Schrankfächern unter eigenem
Verschluß des Mieters

F. HESSENLAND

GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG

STETTIN

GROSSE DOMSTR. 6-9
TEL. 30340 UND 36620

BUCHDRUCKEREI

ROTATIONSDRUCK

STEIN- U. OFFSETDRUCK

GROSSBUCHBINDEREI

LINIIERANSTALT



HESSENLANDDRUCKE
SIND BESTE QUALITÄTSARBEITEN

Unaufhaltsam ist der Siegeslauf der elektrischen Küche!

Alle Vorteile sind auf ihrer Seite. Wer eine elektrische Küche führt, zahlt nach dem Grundgebührentarif für die

Kilowattstunde 7 Pf. für alle Verwendungszwecke, gleichgültig, ob für Licht, Radio, Kochen, Heizen und dergl.

Keine Zählergebühren und Sperrzeiten, nur eine Grundgebühr nach Zahl und Größe der Zimmer.

Darum wird in Stettin eine elektrische Küche nach der anderen eingerichtet.

So wurde auch der Neubau in der Kaiser-Wilhelm-Straße mit elektrischen Küchen und Heißwasserspeichern ausgerüstet. Über den Grundgebührentarif sowie unser Mietsystem erhalten Sie Auskunft bei jedem zugelassenen **Elektro-Installateur** sowie in der

ELEKTROSCHAU

Stettin / Schulzenstraße 21

Die Bank für jeden Stand!



Provinzialbank Pommern

Girozentrale

*

Landesbank

Hauptanstalt:

Stettin

Luisenstr. 13

Zweiganstalten:

Stralsund, Alter Markt 4

Stolp i. P., Kaufmannswall 6

**An unseren sämtlichen Schaltern Verkauf der
Arbeitsbeschaffungs-Lose (4. Auflage)**

**Versicherungsschutz
zum Selbstkostenpreis**

**Größte Sicherheit durch
Haftung der Provinz**

**Förderung der
heimischen Wirtschaft**

**Pommersche
Feuersozietät
Provinzial-Lebensversicherungs-Anstalt**

STETTIN, POLITZER STRASSE 1 / RUF 25441

**Feuer-, Lebens-, Unfall-, Haftpflicht-,
Kraftfahrzeug- und Krankenversicherung**

AUSKÜNFT U. ABSCHLUSSE AUCH DURCH DIE KREISVERSICHERUNGS-KOMMISSARE